



**Cinco meses entre Mercados y Ruinas y navegando el Río de la Pasión
Con excursiones a Seibal, Tikal, Quiriguá, Copán y otros lugares
Experimentado en el Año del Sismo 1976**

Auf nach Guatemala ins farbenfrohe Land

Weitere 48 Photos links im Menü unter [>Wanderjahre/Farbenwunder Guatemala<](#)

Handgewebte Tracht aus Frauenhand oder Das ungeschriebene Gesetz

© Rudolf Wagner



Mexikanische Nächte. Von wegen! Ich habe seit Tagen kein Bett gesehen. Nur lärmende, staubige Busbahnhöfe. Dort vor dem Einsteigen eine Schüssel voll Hühnersuppe, dazu ein Stapel Tortillas zum Auslöffeln und Auftunken. Dann endlos sich hinziehende Fernstraßen, aber angenehm über Mercedes-Fahrgestellen. Mexiko zeigt gerne, daß es kein armes Land ist. Machismo vom Angenehmsten sozusagen.

Aber ich war nicht hilflos im fremden Land. **Dieser Mayagott der Reisenden** hier linker Hand nahm sich meiner an. Hier versucht er gerade, ein Feuerchen zu entzünden, damit ich zu einem Frühstück mit warmen Tortillas komme. Steinalt wie er ist, besitzt er natürlich nur Steinzeitwerkzeuge dazu. Das macht nichts. Besser so als eine Streichholzschachtel mit nasser Reibfläche wie später einmal im Petén. Die Folge davon: kein Kerzenlicht. Ich hoffe, er bleibt mir eine Weile treu und meldet sich jedesmal, wenn ich auf meiner Reise eine neue Richtung einzuschlagen habe, damit ich weiß, wo's langgeht.

So war das also die letzten Wochen gewesen: Am Morgen beim Aussteigen ein Frühstück a la rancho und zum Munterwerden viel schwarzer Kaffee. Die Mexikaner haben nicht nur ein kaffeebraunes Gesicht, sie schwimmen in Kaffee. Vorgestern fuhren wir um Mitternacht bei Sternenlicht durch einen Wald von Telegraphenstangen. Dann fielen in einer Kurve die Autolichter voll drauf. Kein Alptraum. Es waren riesige Säulenkakteen, einer neben dem anderen und jeder lang wie eine Hopfenstange. Das muß hinter Cuernavaca gewesen sein.

Heute nacht kam ich von Oaxaca herunter. Keinen Blick auf Monte Alban geworfen. Eine Tagestour, ich war zu sehr in Eile. Auf der Rückreise bestimmt. Jetzt sitze ich hier am Straßenrand auf meinen zwei dicken Reisetaschen und warte, ob mich ein Fahrzeug bis zur Landesgrenze mitnimmt. Tapachula heißt es hier. Nie vorher gehört. Die ersten Sonnenstrahlen treffen gerade die roten Dächer der niedrigen, weiß gekalkten Häuser der Grenzstadt. Es hat hier hinter dem Küstenschungel seit gestern überhaupt nicht abgekühlt. Da fällt jeder überflüssige Schritt schwer.

Es seien nur noch wenige Kilometer bis zur Grenze, sagt ein Indio, der auch wartet. Er müsse dringend nach den Seinen in Guatemala sehen. Gestern Nacht sei im Hochland die Erde eine halbe Minute lang von furchterlichen Stößen erschüttert worden, ganze Dörfer wären dem Erdboden gleichgemacht, Tausende tot und viele Brücken eingestürzt. Hoffentlich würde er überhaupt über die Grenze gelassen. Ob deshalb schon so lange kein Fahrzeug

Richtung Süden vorbeikam? Das klingt nicht gut in meinen Ohren. Ich muß nämlich auch über die Grenze, gar nicht freiwillig. Laut polizeilicher Anordnung habe ich bis zum 5. Februar außer Landes zu sein.

Ich lade die neue Bekanntschaft zu Tortillas ein. In der Nähe von Bushaltestellen verlöscht die Glut unter den heißen Blechen die ganze Nacht nicht. Pasch - so heiße er - läßt sich bescheiden eine Portion vom Schweinsohrenspieß heruntersäbeln, hat die Wahl zwischen roter und grüner Soße und nimmt die grüne. Dann rollt er die Tortilla ein und schiebt sie ohne Verluste in den Mund, also ohne daß für den bettelnden Hund, der sich an seine Knie drückt, noch was bleibt.

Ich mache es ihm mit der Selbstverständlichkeit eines Frühaufstehers nach, der sein ganzes Leben lang mit Schweinsohren gefüllte Tortillas zum Frühstück verschlungen hat. Für die letzten fünf Wochen trifft das auch beinahe zu. Bevor nicht jeder drei davon unten hat, hören wir nicht auf. Dann geht das Warten weiter.



**Bitte, zurück zum ersten Reisetag !
Ich will alles wissen.
In Mexiko habe ich als alter Maya Nachholbedarf.**

Ja, gerne! Von St.Maarten auf den Kleinen Antillen kommend, gab es eine kurze Zwischenlandung in Merida, Yucatán. Es schlug mir solch eine Hitzewelle entgegen, daß ich glaubte, sie käme von den Düsenjets. Dabei bin ich Hitze gewöhnt. Kurze Tankpause, dann weiter nach Mexico City. Dort waren am nächsten Morgen die Straßen mit Glatteis bedeckt. Ich hatte völlig vergessen, daß es so etwas gibt. Mehr als nackte Fußsohlen und Strandsandalen besitze ich auf den Kleinen Antillen nicht. Seit fast sieben Jahren lebe ich auf meinem Segelkatamaran dort und habe längst alle warme Kleidung aus Europa über Bord geworfen. Nebenbei gesagt, das tat wohl, denn es gingen nicht nur die Klamotten über Bord, sondern auch der Mief drumherum.

Der Appetit auf dieses Land hier, in dem Indiogesichter in der Mehrzahl zu sein scheinen und U-Bahn-Stationen unaussprechliche Namen haben, kam mit dem Essen. Auch Tortillas gehörten dazu, die ersten im Leben und nicht mit Schweinsohren gefüllt, sondern mit carne de res, also gebratenem Rinderhack.

Einen Tag nach der Landung in Mexico City kam ich von einem ersten Ausflug zum Großmarkt mit vollen Händen ins Hotel zurück. Wer von den nur armselig mit frischem Obst und Gemüse versorgten Antilleninseln kommt, sucht natürlich als erstes einen einheimischen Markt auf.

Meine Unterkunft lag zum Glück strategisch günstig gleich neben der U-Bahnkreuzung "Isabel La Católica". Das Flughafentaxi hatte mich wunschgemäß vor dem Hotel Torreón abgesetzt, nachdem ich ganz offen meine Situation beschrieben hatte. Praktisch gelegen müsse es sein, damit ich beweglich sei und billig. Es war gut so. Sonst hätte ich es nicht mit je fünf Kilo sauber in zwei Körbe verpackten, frisch geernteten Erdbeeren vom Mercado de la Merced bis zu meinem Zimmer geschafft. Erdbeeren zu Schleuderpreisen!

Warum so viele? Es gab keine kleineren Gebinde. Die nordamerikanischen Nachbarn hatten die bestellte Ware, pingelig, wie sie sind, zurückgewiesen. Nun mußten sie um jeden Preis weg. Für mich waren es die ersten Erdbeeren seit meiner Ankunft auf den Antillen.

Einen Korb voll schenkte ich der Dame an der Rezeption. Das ist natürlich eine sehr gediegene Beschreibung von ihr. Da ich im Spanischen, das hier Castellano heißt, noch immer was dazulernen kann, bin ich für jedes Schwätzchen in der Landessprache dankbar.

Gleich bei der Ankunft hatte ich mit ihr zu handeln versucht. Ob ich als Einzelperson vom Doppelzimmerpreis, vier Dollar, keinen Nachlaß bekäme. Sie lachte mich bloß an. Es stünde mir ja frei, jemand neben mich ins Bett zu legen. Da lachte ich natürlich auch. Ein paar Vokabeln hatte ich auf diese Weise bereits dazugelernt.

Den zweiten Tag, also den ganzen 24. Dezember, war ich bis abends im riesigen Museo de Antropología von einem Exponat zum anderen gewandert. Da gingen mir nach dem Großmarkt zum zweiten Mal die Augen über: Soviel Interessantes gab es in Mexiko zu sehen?

Wie schaffe ich das alles in so kurzer Zeit. Mit zwei Tragetaschen voll Fachbüchern kehrte ich diesmal in mein Zimmer zurück. Sie liegen jetzt bis zu meiner Rückkehr nach Mexiko in einem extra dafür gekauften Koffer im Hotel. Nach einem ganzen Monat, mit Unterbrechungen natürlich, kennt man mich dort.

Dann aber noch schnell die paar Blöcke bis zum Zócalo laufen und das weihnachtliche Treiben beobachten. Keine Spur davon. Ich solle zu Dreikönig wiederkommen. Wie zum Trost die überwältigende Auslage einer Konditorei. Eine runde Schokoladentorte, eine Handspanne im Durchmesser, nur nicht ganz so hoch, hatte es mir angetan. Die Verkäuferin beim Einpacken: Es sei keine Schokoladentorte, sondern eine Kaffeetorte. Das mache nichts. Ich putzte sie gleich auf meinem Zimmer zur Hälfte weg. Die Folge meiner Gier: ich konnte bis gegen Morgen nicht einschlafen. Es war wirklich purer Kaffeecremeteig unter Schokoladenguß gewesen. Viel Zeit also, hellwach im Bett in den neuen Büchern zu blättern. Anschließend das zweite Muß nach dem Museum heute früh: Morgen unbedingt nach Teotihuacán fahren, der alten Tempelstadt! Als Muntermacher löffelte ich vorher den Rest der Torte weg.

Mittags am ersten Weihnachtsfeiertag stand ich tatsächlich im vollen Sonnenschein, aber todmüde, auf der Sonnenpyramide und fühlte mich im Vergleich zu allen Menschen, die ich kannte, wie der Sonnengott persönlich. Die riesige Ruinenansammlung verschlang den Rest des Tages.

„Küßchen, bitte!“ sagt die Gefiederte Schlange zu Antje-Henriette bei einem Mexikobesuch gut zehn Jahre später. Ich im stillen: Immer noch besser, als wenn sie „Herzchen!“ sagt und will Antjes Herz anschließend verschlingen. Das kennt sie von früher nicht anders.



Wichtiger als die Frage, wie so gewaltige Bauwerke von Menschenhand geschaffen werden konnten, schien jedem die Frage zu sein, warum sie verlassen worden waren. Ganz einfach. Nicht rechtzeitig die Gefahr erkannt, die von nachrückenden Völkern ausgeht. Wer die größten Pyramiden Amerikas baut, ruft Neid hervor. Wolkenkratzer sind auch bloß Pyramiden. Als diese Vandalen aus der Steppe über Teotihuacán herfielen, hatten dessen Bewohner längst verlernt, sich erfolgreich zu wehren. Klingt das nicht bekannt?

Mit Gewaltlosigkeit ist kein Lorbeer zu ernten. Die Barbaren ließen der Stadt und der Kultur, die ganz Mittelamerika geprägt hatte, nicht einmal den Namen. Den haben sich die Sieger einfallen lassen. Als 1521 der nächste Ort war, nämlich Tenochtitlán, die Hauptstadt der Azteken, diesmal von nicht weniger primitiven Habenichtsen aus Spanien plattgemacht, war über Teotihuacán bereits sieben Jahrhunderte lang Gras gewachsen. Das hat es vor der gleichen Zerstörung bewahrt.

Von da ab gerieten meine Ausflüge von Tag zu Tag in immer weitere Fernen. Kein Tag war vergeudet. Eine gute Woche lang war ich in langen Sätzen von den Fensterpyramiden Tajins aus an der Golfküste hinunter bis nach Merida in Yucatan geraten. Die Kolossalköpfe der Olmeken schienen mir wie ortsfremd und importiert.



natürlich auch.

In Yucatan hat Kukulcán von hier nebenan meinen bisherigen Begleiter bis auf weiteres abgelöst, weil der sich lieber im Altertumsmuseum der Hauptstadt seine Vorfahren angucken wollte. In Yucatan gehört eh der Gefiederten Schlange das Wort. In Chichen Itzá und Uxmal scheppert es nur so von Klapperschlangenklaubern.

Nebenbei bemerkt: Mein Wandergott mit seinem vorsintflutlichen Feuerzeug wurde im Museum der Hauptstadt sehr kleinlaut, als er vor Huehuetotl stand, dem Gott des Feuers persönlich. Von wegen Reibungshitze erzeugen! Der Feuergott trug auf dem Kopf einen großen Korb voll glühender Kohlen, um den ihn jeder Tortillabäcker beneidet hätte und mein vom vielen Zündeln schon ganz angerußter Mayamohr

Unter den Insignien einer Gefiederten Schlange waren Kukulcáns Krieger eines Tages, aus dem windigen Tula im Norden kommend, in Yucatán bei den alten Mayas eingefallen und hatten sich unter ihnen breitgemacht. Die Steinkolosse dieser Tolteken in Chichén Itzá weckten bei mir Neugier auf ihren Ursprung im weit entfernten Tula.



Sogar auf eine Gefiederte Schlange neben dem Ballspielplatz in Uxmal konnten die Mayas nicht verzichten. Der Klapperschlangenschwanz rechts ist der Rest davon. Er zierte eine Mauer. Beim Spiel ging es um Leben und Tod. Vier Klappern müssen es sein. Hinter allem steckte bei den Mayas ein tieferer Sinn.

Überrascht war ich von der Selbstverständlichkeit, mit der die mexikanischen Frauen Yukatans in wadenlangen, hübsch bestickten weißen Nachthemden herumliefen. So sah es wenigstens aus. Das war meine erste Begegnung mit einer Alltagstracht. Nicht weniger überraschte mich abends ein neugieriger Blick durch offene Türen und Fenster. Dort schliefen alle Bewohner in Hängematten, auch in besonders weiten, tipo „familiar“, also für zwei. Das geht tatsächlich. Anders als der Laie glaubt, liegen Pärchen quer bis diagonal in der Matte.



Jetzt soll es von der Hauptstadt aus noch weiter nach Norden gehen.

Ja, ich wollte anschließend für eine Woche nach Norden. Bei eiskaltem Wetter zitterte ich unter den windgepeitschten Riesenstatuen Tulas und verstand jetzt Kukulcáns Sehnsucht nach Yucatán besser. Eine Unterbrechung beim Augustinerkloster von 1550 in Cuitzeo und Yuriria. Hier durften die noch nicht getauften Indios nur in der Vorhalle am Gottesdienst teilhaben. Von dort aus werden sie durch die offene Tür von Chorgesang und Kerzenschein so überwältigt gewesen sein, daß sie danach drängten, christlich getauft zu werden, um näher dran am Geschehen zu sein. Eins war sicher. Hier wurden den noch Lebenden keine Herzen von toltekischen Priestern aus der Brust gerissen, wie es auf den Steinfassaden von Tula so realistisch dargestellt worden war.

Was für ein Fortschritt auch für die einheimischen Novizen nach dem Loch im Boden hinter der Hütte daheim, jetzt endlich im Kloster ein großer, vor Regen sicherer Saal, an den Wänden entlang eine bequeme hölzerne Sitzbank mit wenigstens einem Dutzend Löchern für ebenso viele Mitbrüder aus dem Konvent gleichzeitig.

Seit Dolores Hidalgo - dort mußte ich nur des schönen Ortsnamens wegen hin - hält meine Jeans ein dort geflochtener Ledergürtel zusammen, auf den ich sehr stolz bin. Natürlich purer Machismo. Mexiko steckt an. Beinahe hätte ich auch einen Sombrero gekauft. Wäre ich anschließend nicht in Morelia, Querétaro, Uruápan gewesen und hätte das alte Städtchen San Miguel de Allende nicht gesehen, würde ich auch glauben: die mexikanische Hauptstadt gesehen, alles gesehen.

Dazu gehört auch die Erfahrung mit den nagelneu wiedererrichteten Tempelfundamenten Teotenangos. Nicht nur hier natürlich, sondern eigentlich überall, wo einheimische Archäologen am Werk waren. Das greift ein Blinder, was da für den Tourismus an "schönen" Altertümern hingestellt worden ist.



Anschließend kam ich an Malinalco nicht vorbei, einer Art Felsenburg, die am Berghang hoch oben klebt, und tatsächlich eine Art Ordensburg der Krieger des elitären Adler- und Jaguarordens der Azteken gewesen war. In und um Malinalco trifft alles zusammen: Über dem Tal Ordensburgern zweier aztekischer Kriegerkasten, unten im Talgrund seit 1537 ein Augustinerkloster. Bindeglied zwischen beiden Welten ein begabter Indio, der bei der Ausschmückung des Kircheninneren als Freskenmaler half. Er malte, wie er schon in den Aztekentempeln gemalt hatte. Vorbilder dazu sind an den Wänden in Teotihuacán im Palast des Quezalpapalotls zu sehen, aber der lag damals schon seit 650

A.D. in Schutt und Asche. Die Tradition der Sprechblasen wurde weitergepflegt bis zu den heutigen Comics. Soviel gerade können auch noch geistig Unterbemittelte erfassen.

Mir fielen, im Rankenwerk versteckt, stilisierte Blüten mit aufsteigenden Sprechblasen auf, wie sie nur einer mit indianischer Tradition im Blut an die Wand gezaubert haben konnte. Die blühende Natur preist ihren Schöpfer mit einem Lied! Wer mit mir schon in Peru war, weiß, was ich meine: Okkarina!

Der Ausflug zur Silberstadt Taxco (Taßko gesprochen!) im Westen war ein Muß. Das eigentliche Mexiko liegt außerhalb seiner Hauptstadt. Sieht man aber, was heute noch an Silber in Kirchen steckt, wundert es einen nicht, daß die Spanier die Silberstadt Potosí in Bolivien mit massiven Silberblöcken pflastern ließen. Sie, die daheim in der Extremadura Schweine gehütet hatten!

Was an Erbe der Huasteken, Tolteken, Totonaken, Olmeken und Mayas zu besichtigen war, habe ich also bis ins Detail zu begreifen versucht. Die Tempelfundamente der Azteken ließen sich sogar durch die Fenster der U-Bahn bestaunen. Die Tempelbauer würden auch staunen, wenn sie das noch erlebt hätten.

Der Gewinn nach soviel Einzelbildern? Es formt sich ein Überblick, der das Gemeinsame aller Stilrichtungen hervortreten läßt und die große Linie durch zwei Jahrtausende erkennbar macht. Dazu gehörte auch die neuerliche Erkenntnis, daß jede noch so hochentwickelte Kultur irgendwann den Bach runtergeht. Nachdrängende Wilde, vielleicht sogar aus den eigenen Reihen, zerstören immer wieder das Vorgefundene und bauen aus den Trümmern ihre eigene neue Welt auf, die nur noch sie selber verstehen. Da sie nichts anderes mehr kennen oder wollen, vermissen sie nichts.

Zerstörte Heidentempel lieferten bald nach der Eroberung die schon vorhandenen Steinblöcke zum Bau christlicher Kirchen. Stünde so ein Azteke, der die goldene Pracht seiner Hauptstadt noch gesehen hatte, zum Beispiel vor der Kirche von San Francisco bei der VW-Stadt Puebla, würde er nicht weniger staunen, wenn er entdeckte, daß die ganze Fassade von Kopf bis Fuß mit bunten Hochglanz-Azulejos zugepflastert ist, also mit glasierten Kacheln in bunten Mustern. Aber mach dir nichts vor, Rudi. Dieses Handwerk haben die Bewohner der Iberischen Halbinsel auch nur in 700 Jahren Besatzungszeit von den Arabern übernommen und auch gleich noch das arabische Wort für die blauen Kacheln dazu.

Noch nicht genug von diesem Mexiko? Nein, der gewonnene Überblick verlangte nach weiterer Erfüllung. Was war mit Guadalajara? Das klang so schön, und was steckte hinter Tzintzuntzan? In Colima, weit im Nordwesten, entdeckte ich endlich die größte Ansammlung figürlicher Darstellungen aus Jalisco und Nayarit, reizende Kleinkunst, und wieder sind fernöstliche Anklänge spürbar wie schon in Ecuador und sogar in Teotihuacán. Das Realistische, ja Menschliche und Lustige daran hatte mich schon beim zweiten Besuch des Hauptstadtmuseums neugierig gemacht. Dann aber, bei der Überfahrt nach Janitzio fiel mir die Brille in den Pátzcuarosee. Ersatz lag in Mexiko. Wann hatte ich eigentlich den Rückflug anzutreten? Oje! Gestern.



Was mache ich jetzt bloß?

Ich halte mich wieder einmal im Leben

in einem fremden Land ohne Erlaubnis auf.

Einmal saß ich deshalb schon ein Winterhalbjahr lang

in einem italienischen Kittchen..

(Das nebenan abgebildete Tier ist übrigens nicht mein Alter ego, sondern ein Frosch aus einem Maya-Codex. Jedesmal, wenn ich das Bild ansehe, denke ich mir, das arme Tier ist, als er noch klein war, durchs Gitter vom Regenwasserabfluß gerutscht und jetzt kommt es aus dem Gully nicht mehr raus.)

Auf zur Polizei also! Rein in den nächsten Bus und eine Nachtfahrt in die Hauptstadt. Die nahmen mir den Durchfall nicht ab, der mich reiseunfähig gemacht hätte. Ob ich einen Platz im Flieger kriegte, interessierte sie auch

nicht. Sie gaben mir 10 Tage obendrauf, das Land zu verlassen. Immer noch besser als zehn Tage bei Wasser und Brot.

Ein Wandervogel gleich mir wußte im Hotel Rat. Einfach über die guatemaltekische Grenze hinüber und auf der Gegenbahn wieder zurück. Ein weiterer Monat sei mir dann sicher. Das mache er schon seit Monaten so. Eins sei das zu befolgende Gesetz, ein anderes der Wunsch nach vielen Touristen. Deshalb stehe ich also heute hier in Tapachula und warte auf einen Bus zur Grenze.

Guatemala stand nicht auf meinem Wunschzettel. Es hatte mich aber irgendwo ein Gringo aufhorchen lassen. Wenn überhaupt ein Land Mittelamerikas einen Besuch wert sei, dann das unverfälschte Guatemala wegen seiner großen Zahl eingesessener Bevölkerung indianischen Ursprungs. Das Land hatte den europäischen Ausbeutern nicht viel zu bieten gehabt. Sie ließen ihm seine Ruhe.

Endlich hält ein Collectivo an und nimmt uns mit. Reibungslos über die Grenze. Dann aber gleich wieder zurück? Ich staune beim Anblick einheimischer Frauen, die hinter dem Schlagbaum jenseits der Grenzbrücke gekochte Maiskolben als Reisekost anbieten. Was für ein Unterschied zu den Frauen auf der mexikanischen Seite! Diese hier sehen von weitem wie in rote Teppiche gehüllt aus. Das möchte ich genauer wissen. Pasch sagt, wie der Stamm heißt. Ich merke es mir nicht. Mam sind es natürlich, aus den Ausläufern der Sierra Madre.

Die Hauptsache, im Paß habe ich diesmal ein guatemaltekisches Touristenvisum für drei Monate. Großzügig! Mexiko läuft mir nicht weg. Ein Bus steht abfahrtbereit da. Guatemala City solle ich vorläufig vergessen. Der Fahrer werde mir sagen, wo ich auszusteigen habe. Dann hätte ich eine noch befahrbare Straße nach Xelajúj einzuschlagen. Ich zeige mich dankbar.



Na, wie haben meine Tortillas in Tapachula geschmeckt?

Hier beginnt das märchenhafte Land, in das du eigentlich gar nicht reisen wolltest, das Land meiner Väter und ihrer Götterburgen.

Was weiß ein Fremder, wo dieser Ort Xelajúj liegt. Jedenfalls nicht in Trümmern. Heute abend werde ich mehr wissen. Mit "Xela" - Schela ausgesprochen -, sagt mein neuer Sitznachbar, bezeichnen die Hiesigen Quezaltenango, die zweitgrößte Stadt des Landes. Sie liege im Hochland.

Wie es ja auch in Europa nach dem letzten Krieg mit deutschen Ortsnamen im Osten üblich war, haben sie hier aus dem Culaja der Mam nach der Eroberung durch die K' iché ein Xhelajuj gemacht. Zuletzt traf Alvarado mit seinen aztekischen Landsknechten ein und unterwarf das ganze Guatemala. Seine Krieger nannten die Stadt in ihrer Náhuatlsprache Quezaltenango, der Ort, wo der Vogel Quetzal zuhause ist. Seine prachtvoll langen, grünen Federn hatten daheim in Tenochtitlán die Federkrone der Aztekenherrscher geschmückt.

Jetzt sitze ich eingezwängt in einer Klapperkiste, die aus der heißen Küstenregion in die Berge fährt, aber wenigstens am Fenster und ohne Mitreisenden auf meinen Knien. Alle Müdigkeit ist verflogen bei dem, was ich sehe. Wie eigenartig sind diese Männer neben der Straße in weiße Kittel gehüllt, Kittel mit knallroten Ärmeln und einer ebenso roten Schärpe um die Hüfte. (Siehe Bild 1, Zeile 02 im Photobum!)

Die Landschaft scheint wie mit weißem Pulver überzuckert. Ich weiß noch nicht, das ist Bimsstein, der beim letzten Ausbruch des Vulkans das Tal weitem meterhoch unter sich begrub. Was soll da gedeihen. Mein Nachbar grinst und antwortet: Ají, also Pfefferschoten. Das ganze Dorf werde deshalb von ihnen Chileverde genannt, also Grüne Pfefferschote.

Auf einmal sind wir hoffnungslos eingeklemmt zwischen einer Begräbnisprozession und dem Straßenrand. Ich komme nicht aus dem Staunen. Was für farbenprächtige gewebte Blusen

tragen diese Frauen und jede wie auf demselben Webstuhl gefertigt samt einem Muster, das sich bei jeder Trägerin wiederholt. Dazu turbanähnliche riesige Schals als Kopftuch. Concepción Chiquirichapa heiße der Ort. Wohlhabende Maisbauern. So weit flogen die



Bimssteine des Siebenohrenvulkans also nicht. Hierher muß ich unbedingt in den nächsten Tagen noch einmal kommen. Weiter oben im Tal entdeckte ich die ersten vom Erdbeben beschädigten Häuser. Viel schlimmer seien die Ortschaften südlich von hier betroffen, also Richtung Guatemala City. In der Hauptstadt seien vielstöckige Betongebäude wie Kartenhäuser zusammengestürzt.

Nur scharfe Chilischoten wachsen auf diesem Bimssteinfeld. Jetzt weiß ich, warum sie so scharf sind und beißend schmecken. Überlebenswille!

Dann weitete sich der Blick. Voraus taucht eine von Vulkanen umgrenzte Hochebene auf. Wir nähern uns unserem Ziel. (Bild 1, Zeile 01) Auf einem baumbestandenen großen Platz vor der Kathedrale von "Xela" steige ich aus. Ein Theater befindet sich ganz in der Nähe, eine Universität gibt es auch. Dann werde ich auch einen guten Buchladen finden. Ich schnappe mir meine zwei Reisetaschen, zögere aber vor dem einzigen ordentlichen Hotel am Platz einen Augenblick. Nein, keine 12 Dollar die Nacht.

Ein Wort zum Geld! Ich merke mir in Guatemala alle Preise in Dollar, tatsächlich sind es Quezal, also die Landeswährung. Die Amis als die Stärkeren haben den Umrechnungskurs auf 1:1 gestellt. Das bedeutet aber auch, daß sie in den amerikanisch gelenkten Bananenplantagen einen Pappenstiel an Arbeitslöhnen zahlen. Ich profitiere ebenfalls davon durch sehr geringe Reisekosten.

Wohin also nun zum Schlafen? Zweihundert Meter weiter in einer steilen Seitenstraße finde ich eine kleine Pension für 80 US-Cent pro Nacht, zu zweit 1,20, gemeinsame Küche, gemeinsames Bad und heißes Wasser, nette Leute und lauter Gäste von meiner Art. Ganz klar, das Touristenland Mexiko langt anders zu. Die Sympathie für dieses bunte Völkchen wächst. Es hält mich nicht lange auf dem Zimmer.

Von weitem sah ich vorhin ein Ladenschild in die Straße ragen: **Salchichonería alemana**. Nicht zu glauben: Hier ein deutscher Wurstladen! In der Karibik ließ ich mir manchmal von PanAm-Piloten deutsche Wurst aus German Town in New York mitbringen.

Das Tourismusbüro ist noch offen. Ich sammle ein, was es an Information gibt. Von einer Fahrt Richtung Hauptstadt wird mir abgeraten. Auch das historische Antigua, die alte Hauptstadt oder gar Chichicastenango, alles auf später verschieben. Die zerstörten Häuser, hier alle aus luftgetrocknetem Lehm, hätten Wolken an Staub erzeugt, der alles knöcheltief bedecke.

Es sei doch hier in der näheren und weiteren Umgebung auch sehr schön. Kleinbusse jede Menge. Ich solle mir die Wochenmärkte in den verschiedenen Orten ansehen. In jedem Dorf gäbe es einen und immer an einem anderen Wochentag. Das will ich gern tun. Ich kriege eine Liste mit allen Veranstaltungen. Vorher aber will ich am nächsten Tag nach dem Besuch in den Markthallen einen Blick in den Metzgerladen werfen.

Eine rundliche Frau im weißen Metzgerkittel, freundliches Gesicht, heißt mich willkommen. Fritz, ihr Mann, sei noch dabei, die Schweine zu füttern. Sie kam ihm nach dem Krieg per Schiff nachgefahren. Vor Fliegern hat sie Angst. Deshalb auch nie mehr in Deutschland gewesen. Die Kinder seien schon aus dem Haus. Dann kommt ihr Mann. Bei Kriegsbeginn als Handelsschiffsmatrose in Mexiko interniert worden und später hiergeblieben. Keine Lust

gehabt, nach Cottbus in die DDR zurückzukehren. Es habe so Verrückte gegeben. Heute abend sei ich natürlich bei ihnen zu Hause Gast.

Es gibt viel zu erzählen. Nach den Kühlhaustomaten der Antillen kann ich mich nicht satt riechen an den Tomaten aus dem eigenen Garten hinter dem Haus. Beide können es nicht glauben, daß es auf den Kleinen Antillen nur Fleisch aus der Gefriertruhe gibt. Dann bleib doch hier, Rudi!

Ich kriege richtig Lust dazu. Die Stadt liege über 2300 m hoch, tagsüber klare Luft, blauer Himmel, aber nachts ziemlich kühl. Eigentlich wie ein schöner Herbst in Südtirol. Bei ihnen im Hochland gedeihe alles, Getreide, Kartoffeln, Gemüse, Salat. Nur die Kartoffeln aus Todos Santos seien besser. Er meinte einen Ort irgendwo im Gebirge an der Grenze zu Mexiko. Als Schweinefutter für die eigene Zucht in ihrer Finca seien aber die hiesigen gut genug.



Ach, diese Gringos ! Kaum schnuppern sie Jungschweinbraten unter einer knusprigen Schwarte, sind ihnen meine Tortillas mit Schweinsohrenhack Wurscht. Ich werde den meinen jetzt auf die Dörfer schicken, damit er nicht nur ans Essen denkt.

Kein Wunder, daß ich heute schon wieder bei Eckerts zu Gast bin. Gestern sagten sie zum Abschied: Ob ich mal Lust auf einen richtigen Schweinebraten hätte? Einen mit knuspriger Schwarte? Ich kenne das nur von den Bildern in meinen Kochbüchern an Bord. Natürlich glänzte mir die Lust aus den Augen.



Nebenstehend links der Rockstoff aus San Pedro Sacatepéquez, (San Marco) Gewebt vor 1935 (Sammlung MARI)

(Alle Schaustücke aus der Sammlung MARI der Tulane-Universität in New Orleans sind als solche gekennzeichnet. Thank you very much!)

Nebenstehend rechts der Rockstoff aus San Pedro Sac., gewebt nach 1975, wie ich ihn ähnlich gesehen habe

(Verkauft von MAYA-Textilien, Antigua, Guatemala)

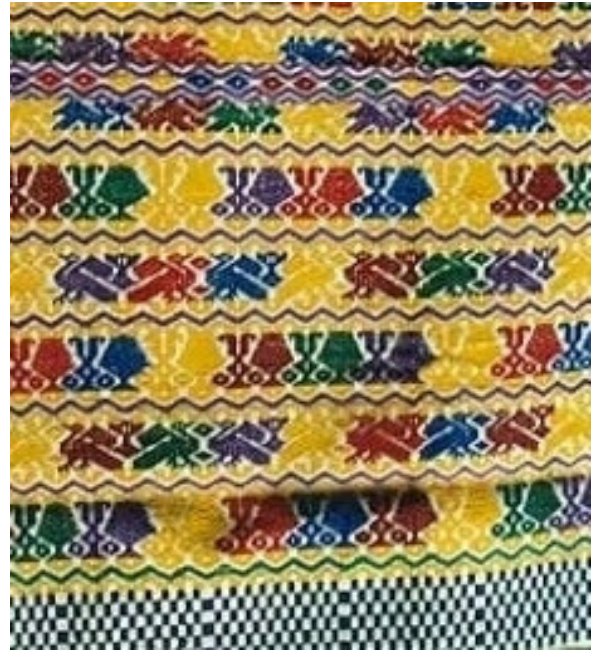


Ich muß den beiden erzählen, was ich heute getrieben habe. Mit dem Bus sei ich in San Pedro und San Marcos gewesen. Ein junges Paar aus Kanada, das in meiner Pension wohne, John und Helen, fuhr mit. Er sei Geologe. Ihn interessierten Vulkane. Mich natürlich auch, seit ich eine gute Landkarte besitze. Wenn ich mich nicht verzählt habe, hängt im Westen Guatemalas ein Vulkan am anderen, wie Lampions an der Schnur, zwei über 4000 m hoch, ein Dutzend über 3000. Über San Marcos ragt der Tajumulco 4460 m in den Himmel. In San Pedro Sacatepéquez ließ ich die beiden allein zu den Feuerspeiern weiterfahren.

Mich riß ein Anblick am Hauptplatz förmlich aus dem Bus. Alle Frauen trugen einen Wickelrock wie aus Seide in einem grünlich schimmerndem Goldton. (Nicht wie im obigen älteren Beispiel, sondern grüngold!) Sie schienen sich des Wertes bewußt zu sein, denn jede hielt ihn vorne gegen Verschmutzung unter einer feinen Haushaltsschürze verborgen. Das war eigentlich schade.

Die Frauen aus dem Ort waren sehr gut von den Händlerinnen zu unterscheiden, die in einer anderen Tracht auf dem Marktplatz etwas verkauften, vor allem viele in einem unverwechselbaren Fischgrätenmuster. Fritz meinte, die müßten aus Almolonga kommen. Das ganze Tal baue Gemüse und Salat für die anderen Orte an. Ich solle es mir auch mal ansehen. Gar nicht weit weg. (Bild 4, Zeile01)

Huipilausschnitt aus San Pedro Sacatepéquez, San Marco. Gewebt vor 1972 (Sammlung MARI)



Zu dem sehr edel wirkenden Rock paßte ein Huipil in Hellgelb, Rot, Blau und blassen Violettönen, aber kein Muster sieht dem anderen gleich. Die eingewebten Tier- und Pflanzenmotive seien gar nicht so schnell mit den Augen zu erfassen gewesen.

Fritzens Frau Elli ergänzt dazu: Huipil hießen im ganzen Land die mit dem Gürtelwebgerät hergestellten Frauenblusen. Jede Frau webe nur ihre Muster, also die Muster ihres Dorfes. Es sei landauf und landab das Erkennungszeichen für jede Frau und aus welchem Dorf sie komme. Frage man sie nach dem Warum, hebe sie bedauernd die Schultern und sage Costumbres dazu. Brauchtum also seit uralten Zeiten.

Ich kenne das aus Südtirol. Je weiter einer in die Täler hineinwandert, umso unverfälschter die Tracht, die Sprache, die Bräuche. Heute schien es mir wie eine Reise in eins der Dolomitentäler gewesen zu sein. Das alles liege auch so weit zurück wie der Tomatenduft aus Ellis Garten. Habe ich hier eine neue Heimat gefunden?

Neben der Haustür eines Webers wurden solche "cortes", also auf eine festgesetzte Länge zugeschnittenen Wickelrockstoffe angeboten. (Bild 4, Zeile 8) Nein, keine echte Seide, nur ein Baumwolle-Kunstseidegemisch sei es. Früher vielleicht einmal war es nur Seide. Was mir heute schon auffiel und bald noch mehr auffallen wird: Dieser Rockstoff aus San Pedro ist in seiner schlichten Machart meilenweit entfernt von dem mit kleinen Mustern überschwemmten Stoff anderer Dörfer. Das ist diesmal wirklich wörtlich zu nehmen. (Siehe Bild 2, Zeile 04!)

Im Gegensatz dazu ein alter Rockstoff aus Salcajá. An den weiß gebliebenen Fadenstellen ist die doppelte Ikat-Webart gut zu erkennen, abgebundene Fäden also bei Kette und Schuß. (Sammlung MARI)

Auf den verwirrenden Mustern der Röcke, die zum Beispiel die Almolongafrauen heute trugen, war auf den ersten Blick überhaupt



nichts zu erkennen. Jaspeado sei das, warf Elli ein, in Guatemala auch als „ikat“ bezeichnet. Ich solle mal nach Salcajá fahren. Dort würden diese Stoffbahnen auf Trittwebstühlen hergestellt. Vorher aber müßten Stränge von Schuß- und Kettfäden nach einem ins Blut übergegangenen Muster mit Baumwollfäden abgebunden werden. Das verhindere beim Eintauchen des Rohmaterials das Eindringen der Farbe in den Faden. Und weiter?

Nach Entfernen des Abbindegarns brauchten die Kettfäden nur sinngemäß auf dem Webstuhl ausgespannt zu werden, bis alle weiß gebliebenen Stellen nebeneinander zum Beispiel das Bild einer stilisierten Blume, einer Vase oder eines Vogels ergäben.

Das war' s also, was Helen heute früh als tie-dyeing-Verfahren bezeichnet hatte, abbinden und dann färben. Nicht genug damit, gäbe es auch „cortes“, also Stoffbahnen bestimmter Länge für Röcke, bei denen neben dem Kettfaden auch der Schußfaden in bestimmten Abständen abgebunden werde. Ja, es gäbe sogar Muster, bei denen die Kettfäden mehrmals hintereinander abgebunden würden und jedesmal anders eingefärbt.

Das solle ich mir einfach einmal in aller Ruhe aus der Nähe ansehen, meint Elli. Ich lache. Welche Indiofrau würde mir wohl erlauben, an ihrem Rock herumzufingern. Fritz scheint die Antwort zu kennen, lacht aber auch bloß. Elli empfiehlt, zum Wochenmarkt nach San Francisco el Alto zu fahren. Dort würden solche Stoffe feilgeboten. Ich versuche mir das zu merken. Wo soll ich jetzt eigentlich schon überall hin! Ich werde mir einen Terminplan anlegen müssen, wann und wo die Märkte im Laufe einer Woche abgehalten werden.

Zuerst aber nach Chileverde, das meine Blicke im Vorbeifahren anzog und eigentlich San Martín Sacatepéquez heißt. John, dem ich den Mund, von dem, was ich sah, wässrig gemacht hatte, fährt mit. Wir sind sehr früh dort. Kalter Nebel hüllt das Tal ein. Nachtkälte gehört hier dazu. Die vom Küstenschungel aufsteigende feuchte Luft kondensiert hier oben. Kein gesundes Klima.

Was soll in dieser Bimssteinerde gedeihen. Ein paar verdorrte Maisstauden sehen nicht so aus, als hätten sie Kolben entwickelt. Die Männer flechten hier Körbe und bringen sie eine Tagereise weit zum Markt, die Frauen bleiben zuhause und weben. John entdeckt in der Ferne eine Frau neben der Haustür. Zwischen der Knienden und einem Hausbalken hat sie ein rotes Tuch gespannt, an dem sie wohl gerade arbeitet. (Bild 2, Zeile 02)

Sie webe die Kleidung für ihren Mann und sich selbst, mußte John zu berichten. Anderes als diese handgewebte Tracht besäßen sie nicht und häufig nur diese eine. Wer viel auf sich halte, hüte in einer Holzkiste eine zweite für Feiertage und kirchliche Feste. Als wir uns nähern, läuft die Ärmste weit weg und verschwindet im Wald. John ist in erdfarbenen Drill gekleidet. Hatte sie Angst vor herumstreichenden Militärs?



Während John nach Lavabrocken sucht, habe ich das nächste Mal mehr Glück. Eine Frau webt neben ihrem Haus an einer langen roten Schärpe. Ihr Mann legt den angefangenen Korb weg und tritt dazu. Spanisch verstehen sie kein Wort, K' iché nur soviel, wie am Markt zum Handeln nötig ist. Mam sollte ich sprechen können, die Sprache, die hier schon vor allen anderen da war.

Ich muß in Xela bald mal mit einem Fachmann darüber reden und werde ihn beim guatemalteckischen Alphabetisierungsprogramm finden. Er hätte mich am liebsten gleich dort behalten und in eins der Dörfer geschickt. Zu seiner Ehre sei's gesagt: Prof. Reinaldo Alfaro Palacios stammte selbst aus dem **Ixil** sprechenden Nebaj, das hoch oben in den Cuchumatanesbergen liegt und hat es bis zu diesem hervorragenden Lehramt gebracht. Sein Geschenk an mich und ganz im umgekehrten Sinn: Sein eigenes Lehrbuch, diesmal seine Muttersprache **IXIL** zu lernen.

Ich warf höflichkeitshalber gleich einen ersten Blick auf den Text. So einsilbig - wörtlich genommen - die gedruckte Sprache **Ixil** auch aussehe, es ließe sich alles Notwendige damit ausdrücken. Der gute Mann lächelte, denn er sei als Kind mit **Ixil** großgeworden und hat deshalb einen großen Wortschatz. Trotzdem, heißt es in der Einleitung, sei diese Arbeit das

Ergebnis vieler anstrengender Jahre gewesen. Wer's nicht glaubt: Auch in **Ixil** heißt das Wort für Wasser >a'< wie weltweit auch anderswo. Aus Nebaj sind auch die Muster der Schmuckleiste vom Anfang dieser Seiten. Wir kommen bestimmt noch in dieses Bergdorf.

Am erstaunlichsten von allem ist die Tatsache, daß bei F.A.Brockhaus in Leipzig im Jahre 1887 bereits ein gut 150 Seiten starker Beitrag zur „Sprache der Ixil-Indianer“ von einem gewissen **Dr.med.Otto Stoll** veröffentlicht worden ist, der sich schon damals in Nebaj umgesehen hat. Ich werde seine Schrift eines Tages für mich kopieren und staunen, was die Trachten in Guatemala angeht.

Wenn das kein Futter für Linguistiker ist!. Die immensen Schwierigkeiten beim Erfassen einer Fremdsprache dieser Art lassen sich vorstellen. Da wird ein vorher nie schriftlich existierendes Wort, das von einem ungebildeten Schafhirten ausgesprochen wird, womöglich noch durch örtliche oder persönliche Gewohnheiten verfärbt und nicht auf Tonband zu Vergleichszwecken dokumentierbar, mit unserem Alphabet verdeutlicht und in ein System gepackt. Auffallend dabei: Es gibt so gut wie kein R in diesen Sprachen, auch andere Konsonanten fehlen. Rachen- und Zischlaute aber jede Menge, die wir wieder nicht kennen und deshalb auch kaum im Mund formen können. Eine Steinzeitsprache. Unserem deutschen Alphabet fehlen diese Buchstaben, wie schon den ersten spanischen Missionaren das „W“ und das „Sch“.

Typisch die Reaktion dieser Bergvölker, will man ihnen hinter der Sprachbarriere den Sinn einer Volkszählung klarmachen: Alle drei Nester, Nebaj, Cotzal und Chajul wehrten sich 1880 vehement dagegen. Die Einwohnerzahl mußte geschätzt werden. Immerhin lebten demnach 8500 Leute dort, die Ixil sprachen. Heute sind es trotz aller Abwanderung ins Tal an die 45.000.

Mir stach zwischen den Zeilen etwas anderes ins Auge. Mit dem Pfarrer in Nebaj über örtliche Bräuche zu reden, sei sinnlos gewesen. Er sei noch nicht lange da, ein Ladino und beherrsche keine Indiosprache, so der eifrige Dr. Stoll aus Zürich. Was hat er dort oben dann getrieben, da niemand seine Predigten verstand? Zwangsversetzt?

Umso weiter öffnete der Autor seine eigenen Augen und beschreibt im Vorwort die Kleidung der Leute von Nebaj. Was da steht, stellt beinahe alles in Frage, was heute in Nebaj zu sehen ist - oder Dr. Stoll war blind. Von den Männern in Wollzeug, also in knielangen Hosen und braunem Rock, beides aus dunkelbraunem Wolltuch, habe ich nur den einen gesehen, der mit Zeremonienstab unterwegs war. Barfuß gehen sie allerdings heute noch. Aber die Abkehr vieler Männer von der Tracht ist ja nicht neu.

Wo aber waren im Mai 1883 die "Weiber", wie der Eidgenosse sich ausdrückt, in ihren feuerroten Röcken, den einmalig gewebten Huipils, den Schals und Zopfbändern? Er beschreibt sie, hier zusammengefaßt, so: Sie tragen wie alle Indianerinnen in Guatemala einen **blauen Wickelrock**, der ihnen bis unter die Knie reicht. Der Oberleib steckt in einem weitärmeligen, weißen Baumwollhemd. Dieses sei farbig geschmückt. Wie, das beschreibt er nicht. Offenbar nicht sehr auffallend. Den Zopf wickelten sie sich um den Hinterkopf. Das Zopfband, wenn es eins gab, war nicht so auffällig, daß es erwähnt hätte. Der Herr Professor hat offenbar nicht so genau hingeschaut, wenn dahinter keine interessante Wortstammänderung oder Lautverschiebung festzustellen war. Oder?



Genau 50 Jahre später, 1935 also, steht es bei der schon 30 Jahre in Guatemala lebenden Webkünstexpertin Lilly de Jongh Osborne beschrieben, wie sie sich jetzt in diesen drei Dörfern kleiden. Zitat: "Die Stoffe für Mann und Frau sind aus einem speziellen roten Baumwollstoff. Die Männer tragen weiße Baumwollhosen, ein rotes Jackett und eine rote Schärpe."

Was die Männerkleidung angeht, das ist längst Geschichte. Die letzten roten Jacken hängen im Museum. (Sammlung MARI) 1883 gab es sie offenbar noch nicht. Sie haben dafür nichts mehr übrig. Wie aber hat diese rote Welle irgendwann nach 1885 sämtliche Frauen dort oben ausnahmslos erfaßt? Was steckt dahinter?

Wäre ich ein moderner Industriemanager, würde ich aus Erfahrung vermuten: Man hat im Auftrag einer Maschinenweberei eine sprachkundige Meinungsbildnerin auf die Gehaltsliste gesetzt und dann auf die drei Dörfer losgelassen. Die richtige Form Gehirnwäsche, von PR-Arbeit flankiert, und das Geschäft läuft seitdem fabelhaft. Haben die ersten Frauen bei dieser Mode angebissen, wollen die restlichen in ihren stumpfblauen Röcken nicht altmodisch wirken und ziehen um jeden Preis nach. Modopolitik wie heute.

Was soll diese Diskussion! Ich wäre um jede Hose und jeden Rock froh, aber bitte nicht schwarz. Das bin ich selber. Ich muß mich mit weniger zufrieden geben: Eine Schärpe in Nabelhöhe, einen Zierpflock im Ohrklappen und eine Klapperschlangenhaube auf dem Kopf



Woran könnte es sonst liegen? War vielleicht den Frauen das Weben der eintönigen blauen Wickelröcke zuwider geworden? Bei dem beinahe mythischen Hintergrund kaum zu glauben. Hatte in den Zwanzigerjahren der Kapselkäfer die Baumwollplantagen zerstört wie auf den Antilleninseln? Waren Garn und Farbstoff zu teuer geworden oder nicht mehr lieferbar?

Da kam vielleicht eines der großen Webcenter im Tal, in "Huehue" zum Beispiel, auf die Idee, maschinengewebtes Rockmaterial auf die Märkte zu tragen, fertige Stücke, bereits zugeschnittene Bahnen von 3,60 m Länge, also viereinhalb "varas". Das ist Standardmaß für einen nicht plissierten Rock. Sonst wären es 6,50 bis 8 Meter.

Die ziegelrote Farbe paßte zum Weiß der Blusen, zum blauen Hochgebirgshimmel und zur Eitelkeit der Frauen, sich gerne in fröhlichen Farben gekleidet zu sehen. Hat einer schon einmal die weiß-roten Tiroler Farben im blauen Septemberhimmel Südtirols an langen Fahnenstangen wehen sehen? So schön ist das.

Die neue Mode setzte sich durch, die Maschinenware war bezahlbar. Den Frauen blieb jetzt mehr Zeit, sich der Ausschmückung ihrer Huipils zu widmen und dem ganzen Drum und Dran. Die einmalige Tracht gewinnt jetzt bei internationalen Wettbewerben erste Preise, der Turismo-Verband freut sich darüber und unterstützt die Initiative, denn das bringt Geld ins Land.

O je, wo sind wir gestrandet? Zurück zur Weberin in Chileverde! Die Sprachbarriere hatte mich zum guatemaltekischen Alphabetisierungsprogramm abirren lassen. Ich darf jetzt die Webbahn befühlen, der Frau über den Rücken hinweg zusehen, wie sie das Webschwert bedient. Sie schaut kaum hin, sie hat es schon als kleines Mädchen von ihrer Mutter gelernt. Weben ist für jede Frau wichtiger als Kochen zu können. Ich darf sie bei der Arbeit fotografieren.

Dann noch ein Blick durch die offene Tür. Ein düsterer verruster Raum ohne Mobiliar, ohne Betten und mit einer offenen Herdstelle neben der Tür. Gekocht wird in Tontöpfen. Die Tortillas werden über einem heißen Blech erhitzt. Ein Metate steht neben dem Herd. Das ist ein Reibstein aus Granit. Auf ihm werden jeden Morgen die über Nacht in Kalkwasser eingeweichten Maiskörner mit einer steinernen Handrolle zu einem groben Brei zermahlen. Ich frage mich, was in diesem einsamen Tal als Fülle für die Tortillas im irdenen Topf erhitzt wird. Bestimmt kein Fleisch. Wie soll ich das fragen, wie die Antwort verstehen? Dieses armselige "Heim" der so hinreißend schön gekleideten Leute banne ich nicht auf den Film.



In Totonicapán wird eine unbekannte Art „finger food“ serviert. John und Helen schmeckt es auch.



John hatte auf seinem Rundgang keine Lava gefunden. Da auf Stunden kein Bus Richtung "Xela" zu erwarten war, marschieren wir los. Die Tür der einsam am Dorfe stehenden Kirche ist verschlossen. Davor knien drei Indios und haben zwischen sich eine kleine Holzkiste abgesetzt. Ein Kindersarg. Ob sie auf den Pfarrer warten? Es käme nur selten einmal einer her, erfuhr ich beim nächsten Besuch, als gerade wieder ein ganz kleiner Sarg auf den Schultern eines Mannes zur Kirche getragen wurde. Sie brächten ihre Toten auch ohne Pfarrer unter die Erde.

Fröhlich geht es dagegen am öffentlichen Waschplatz zu. Das ist ein großer runder Steintrog mit breitem Rand zum Schrubben der Wäsche im fließenden, aber eiskalten Wasser. Hierher kommen die farbig gekleideten Mädchen auch, den Tagesbedarf für zuhause zu schöpfen, denn natürlich führt keine Wasserleitung und keine Elektrizität zu den einsam im Tal und verstreuten Hütten.

Der lange Weg durchs grellweiße Bimssteintal bleibt bis über den niedrigen Paß beeindruckend. Dann sind wir in Concepción Chiquirichapa, wo ich am ersten Tag der Begräbnisprozession beigewohnt hatte. Kaum 5 km von Chileverde entfernt, wird hier eine ganz andere Tracht getragen. Die Stammesgeschichte der Mam weiß vielleicht eine Deutung. Als die das Hochland beherrschenden K'iché die Mam unterwarfen, flüchteten einige in den Schutz ihrer Vulkane und setzten sich dann in dem windigen Loch fest, wo sie noch heute leben und sie keiner um ihr Dasein beneidet.

Deshalb ihre uralte Sprache, die kein anderer Maya versteht, deshalb auch ihr enger Lebensbezirk, der nur bis zu den nächstgelegenen Märkten reicht und auch nicht gerade für Sprachgewandtheit sorgt. Bis ein Bus kommt, bietet sich endlich für mich eine Gelegenheit, die Chichaverkäuferin in ihrer prächtigen Tracht zu photographieren.

Seitdem rollt mein Ausflugsprogramm planmäßig ab. In Almolonga sehe ich Mütter mit fünfjährigen Töchtern, beide mit dem gleichen Fischgrätenmuster im Huipil, die Tochter natürlich in einem viel kleineren. Das sieht hübsch aus. Vor der Kirche werden gerade Säcke voll Maiskolben auf einen Lastwagen verladen, eine Spende des Ortes, der noch einmal davongekommen ist, an die, die in Chimaltenango alles verloren haben.



**Unverkennbar ein Zopfband aus Zunil,
2,70 m lang, 30 mm breit**

Wer vor der prachtvollen Fassade der Pfarrkirche von Zunil steht, wundert sich. Wie war es möglich, daß diese armen Maisbauern, die ständig unter der Bedrohung durch den Vulkan Santa Maria leben, ein solches Bauwerk errichten konnten, das alle Häuser im Dorf um ein Vielfaches überragt? Genau deshalb. Welcher Vulkan namens Santa Maria wird es wagen, sich daran zu vergreifen!



Schon halbwegs dort, folge ich der Straße weiter nach Zunil mit seiner imposanten Kirche, seinen in leuchtende Farben gekleideten Frauen und seinem Apostel San Simón, bzw. früher Maximón, der das Schillerndste an Zunil überhaupt ist. (Bild 1,2,3,4 in Zeile 03)

Diese wie ein Stadtler gekleidete Puppe in Lebensgröße, wie aus dem Schaufenster eines Herrenausstatters entwendet, samt Kravatte, gestrickten Handschuhen, Schal und Lederschuhen, Sonnenbrille und Strohhut, wird von einer örtlichen Bruderschaft verehrt und gepflegt und zieht jedes Jahr in das Haus eines anderen Bruders um. Das macht auch Sinn, denn mit dem Umzug wandert auch ein kleiner Verkaufsstand mit, der an die "Wallfahrer" Eßbares, Kerzen, Zigaretten und Octavoflaschen voll Schnaps verkauft, ein Achtelliter also.

San Simón empfängt den Besucher in einem nur von Kerzen beleuchteten Raum, zurückgelehnt in einem bequemen Holzstuhl sitzend und läßt sich von seinem Leibwächter, wenn man so sagen darf, eine glimmende Zigarette nach der anderen zwischen die Lippen stecken. Der Hüter sorgt auch fürs Entfernen der herunterfallenden Asche. Soviel zum Rauchen. Schnaps trinkt er nicht. Der wird wohl vor der Tür an den nächsten Besucher wieder verkauft.

1976 war dieses Thema im Ort noch tabu. Ich fragte danach. Abfällige Handbewegungen als Antwort. Davon kriege ich aber San Simón nicht in meine Camera. Ich fand endlich das Haus, warf einen Blick in den ebenerdigen Raum und bemerkte das abweisende Gesicht des Bruderschaftlers, als ich auf meine Camera deutete. So also nicht.

Zuerst einmal draußen stärken. Der junge Ladino, der am Verkaufsstand bediente, sprach Spanisch wie alle Ladinos und hatte schon von Alemania gehört. Weit weg. Viele Tagereisen im Bus. Das stimme. Da könne Maximón mit seinem Segen ein nützlicher Helfer auf so langen Reisen sein. Heute also ein Schutz für mich. Würde ich das dann auch noch photographieren, sähen viele das Bild und möchten auch hierher kommen. Die angenehme Folge davon: Zehnmal mehr Octavos und Zigaretten verkaufen als bisher. Das leuchtete ihm ein.

Ein Wink mit dem Kopf Richtung "Thronsaal". Er wolle mit dem Wächter reden. Dem drücke ich einen Dollar in die Hand. Während ich noch das Blitzlicht an der Camera vorbereite, tritt noch einer aus dem Dorf ins Dunkel herein. Der murt ziemlich laut, als er meine Vorbereitungen sieht. Ich gerate in Hektik. Als der Verschuß klickt, versagt das Blitzlicht.

Ganz klar für alle, San Simón wollte nicht photographiert werden. Es gibt Proteste, ich verstehe, ich solle Schluß machen. Nein, nein, es fehle San Simón nur die Zigarette im Mund. Endlich also steigt Qualm auf, der Bruderschaftler hält ihm die rechte Hand und liest aus einem Buch in der anderen etwas Unverständliches vor. Diesmal blitzt es gleich zweimal kurz hintereinander. So habe es Maximón gern. Ich verspreche Ihnen Abzüge.

Ich glaube, niemand hat sich ernsthaft Gedanken über diesen Brauch gemacht. Die Meinung über diesen Wundertäter sind klar getrennt. Die Fortschrittlichen im Dorf genießen sich bei der Erwähnung San Simóns. Die Analphabeten unter den Indios, und das sind so gut wie alle, glauben alles, was sie nicht verstehen. Das hat sie nebenbei auch zu leichten Opfern politischer, sprich von Cuba ausgehender Aufwiegler gemacht und einen fürchterlichen Bürgerkrieg ausgelöst, der im Erfolgsfall nur der sowjetischen Expansion genützt hätte.



Da San Simón erst richtig vor Ostern, also in der Fastenzeit aktiv wird, sei hier der verräterische Apostel Simón Judas zu neuem Leben erwacht, mußte John am Abend zu berichten. Das macht keinen Sinn, außer dieser Simon würde am Karfreitag wie eine Fasnachtshexe verbrannt. Wer in und um Chichicastenango die halb christlichen, halb heidnischen Räucherbräuche miterlebt, sollte an den Spruch des ehemals deutsche Missionars denken, der in „Chichi“ über seine Gemeinde sagte: "Keine Verbote, sondern jeden auf seine Weise religiös sein lassen!"

Vielleicht ist dieser San Simón auch nur ein Mitläufer jenes Maximón, der am Atitlansee seit Menschengedenken verehrt wird. „ma“ heißt im dort gesprochenen Tz' utujil auch nur Don. Das X wird wie Sch gesprochen, und in Zunil hieß er früher auch nur so. Nur einmal wurde er aus dem Kirchenvorraum Santiagos verbannt, da die Indios zu seinen Ehren unter seinen Füßen zuviel Schnaps fließen ließen.

Sonst aber wandert er auch übers Jahr von einem Mitglied der Bruderschaft zum nächsten. Dort ist er aus Holz geschnitzt und wird alle Jahre in der Karwoche mit der in Santiago üblichen schönen Männertracht neu eingekleidet. Das macht schon eher Sinn, nämlich als ein Wiederauflebenlassen Don Pedro de Alvarados, des Segenspenders, aber auch des Eroberers von Guatemala, der ganz in der Nähe die erste Hauptstadt gegründet hatte und dort starb.

Eine Art Heiligenlegende also aus einem bestimmten Blickwinkel, dem der Unterlegenen, die ihren Bezwinger vergöttlichen. Das geht bekanntlich bis zur unaufgeforderten Übernahme von dessen Sprache. Ganz wie es Bernal Diaz de Castillo schrieb, der Kriegsberichterstatte Alvarados und selbst ein Eroberer: Wir wollten ihnen Licht in die Finsternis bringen, aber wir wollten auch reich werden. Das ist das Ziel aller Imperialisten bis zum heutigen Tag, das eine laut hinausposaunt, das andere nur im stillen gedacht.

Am Markt in San Francisco el Alto stehen volle Tontöpfe für hungrige Marktbesucher auf dem offenen Feuer wie vor 2000 Jahren im alten Rom.



Spät kehre ich an jenem Abend aus Zunil zurück, aber nur weil ich längs der Straße zu lange in dem heißen Bachbett gebadet habe. Um diese Zeit waren alle Mädchen aus Almolonga schon nach Hause gegangen. Sie besetzen tagsüber jeden Felsbrocken im Bachbett und waschen im Sonnenschein ihre Wäsche. Als ich von der Brücke aus meine Camera hob, war ein großes Geschrei bei den Halbnackten ausgebrochen.

Von jetzt ab kommt Schwung in meine Tagesausflüge. In Salcajá erlebe ich gerade mit, wie die Kettfäden auf einer weiten Grasfläche im Freien zum Färben vorbereitet werden. (Bild 3 und 4, Zeile 04) Tagesziel heute ist Totonicapán. Die Fahrt durch die lichte Wald- und Wiesenlandschaft in saftigem Grün ist so hübsch, daß ich mich schon vorher absetzen lasse und den restlichen Weg zu Fuß erlebe. Merkwürdig genug, unter diesem blauen Himmel erinnert mich alles an ganz bestimmte Gegenden am Fuße der Dolomiten. Sogar der Blick vom Hauptplatz Richtung Gebirge war nicht neu. Wie von Brixen auf die Bergkette links der Plose blicken. Nur der violett blühende Jacarandabaum links vorne paßte nicht ganz dazu.

Der Markt war nicht überwältigend. Auf dem Platz stand Zelt an Zelt für jene, die vor einer Woche obdachlos geworden waren. Eine junge Frau briet ein eigenartiges Gemüse in Eierkuchenteig aus. Es schmeckte wie Broccoli, war aber eher Teil eines Palmblütenstandes von der Küste. Serviert bekam ich es auf einem Stück Bananenblatt statt Papier, eine Kelle voll Reis dazu und grüne Soße. In diesem Augenblick traf ich John und Helen wieder und lobte die Entdeckung einheimischer Küche, die einmal nicht aus Tortillas bestand.

In "Toto" sind sie auf das Weben der schmalen Zopfbänder spezialisiert. Sogar die hübschen aus Zunil kommen von hier. Das ist nur der Anfang vom Niedergang überkommener häuslicher Handwerkstradition. Der Kommerz fordert Gewinn. Dabei bleiben Qualität und Formenreichtum auf der Strecke.

Zum Kaufen und Verkaufen in San Francisco el Alto

Überhaupt, sobald Touristen ohne großartigen Geschmackssinn diese hübschen Souvenirs entdecken. Dann sinkt die Qualität noch weiter ab. Zopfbandweben war Männerarbeit. Dazu fehlt ihnen jetzt vielleicht die Zeit. Das haloförmig zu wickelnde



Zopfband der Frauen vom Atitlánsee ist 8 m lang, ein teurer Schattenspendler.

Alles geht gut, solange die einheimischen Weberinnen das Unverständnis der Touristen durchblicken und die Billigware nicht für das Schöneren halten und deshalb nachahmenswert. Was ich an grellen, geschmacklosen Webarbeiten während der paar Stunden in Oaxaca sah, war abscheulich, aber amerikanische Touristen griffen genau danach. Der nächste Schritt ist dann, daß die Händler nur noch Garne in grellen Farben auf Lager halten.

Der Ausflug nach San Francisco el Alto, einem riesigen Markt auf einem Vorsprung über dem Hochland mit weiter Sicht bis zu den Vulkanen in der Ferne war wirklich ein Höhepunkt an einem Sammelsurium von Trachten aus allen umliegenden Dörfern. Rockstoffe, wie sie alle Frauen im Land trugen, wurden feilgeboten. (Bild 2., Zeile 04)



Wolldeckenmarkt in Momostenango
Jeder Weber steht vor seinem eigenen Stapel

Ich finde es gut, daß sich die jungen Leute von heute noch an unseren guten alten tzolkin erinnern, wenn es ums rechte Datum der Aussaat geht.



Ich kann sie langsam schon unterscheiden. Manchmal sticht eine ganz besonders ins Auge. Nur schade, daß der Blick über den von Menschen nur so wimmelnden großen Marktplatz von der schwerverletzten weißen Fassade der erhaben wirkenden Pfarrkirche getrübt wird. Seit dem 18. Jahrhundert hat es nicht so ein Erdbeben gegeben. Hier wurde die große Kirche mit langen Baumstämmen von allen Seiten gegen das Zusammenbrechen der schwer Erschütterten geschützt.

Diesmal kehre ich nicht mit leeren Händen von meinem Tagesausflug zurück. In Momostenango ist heute auch Markt. Deckenmarkt. Die Natur steht Pate mit heißem Wasser aus Mineralquellen, in denen das Deckenmaterial schrumpft und damit dicht wird. Unter der Hochgebirgssonne trocknen dann diese Decken auf einem großen Platz, wo sie einfach auf dem Boden ausgebreitet werden, Decke neben Decke.

Auf dem Hauptplatz steht heute also Mann an Mann im Geviert und hat vor sich die Wochenproduktion von Decken am Boden gestapelt. Die Zeremonie ist immer dieselbe: Ein Interessent sieht ein bestimmtes Muster oder eine Farbe, die ihm gefällt, faltet mit dem Verkäufer zusammen die große Decke auseinander, prüft sie auf Fehler und nimmt sie vielleicht nach langem Handeln. Ich handelte nicht und nahm sie für zehn Dollar mit. Jetzt werde ich nachts nicht mehr frieren.

Ich fühle, ich habe etwas versäumt. Auch wenn es in Momostenango gar nicht so viele Altäre gibt, wie es der Name "Platz der Altäre" verspricht. Trotzdem scheint mir jetzt, hier wäre noch viel zu entdecken gewesen. Wie aber kommt ein Fremder wie ich an die 300 ansässigen Medizinmänner und Hexenmeister heran?



Wer Guatemala früh genug bereiste, hatte es bereits festgestellt: Im einheimischen Glauben lebt der Zeremonienkalender der Mayas mit seinen Jahrtagen fort. Ganz ohne Hilfe durch Caesars Julianischen Kalender waren gelehrte Mayapriester selbst darauf gestoßen, daß ein Jahre 360 plus 5 Tage hat. Samt der auch von ihnen erfundenen Null war die Darstellung so langer Zahlen leicht geworden.

Kein Wunder, daß sich die Bewohner der Mayadörfer heute noch so überschwänglich kleiden, weiß mein Wanderschatten zu berichten. Seht euch doch meine Vorfahren in Yaxchilán an !

Wichtiger fürs Volk war aber parallel zum astronomischen Kalender ihr heiliges Jahr, der Zeremonienkalender von 260 Tagen. Jeder Tag trug eine unterschiedliche Bezeichnung aus Zahl und Hieroglyphe. So mochte einer "2-Hase" heißen. Ein an diesem Tag Geborenes wurde danach benannt und der Gott dieses Tages war sein Schutzpatron. Dieses Kind „2-Hase“ hatte also alle 260 Tage Geburtstag.

Da das jedoch nichts über das richtige Lebensalter an Jahren aussagte, hatten die Mayas im Kopf eine echte Ingenieurleistung vollbracht. Wir müssen uns das heute wie zwei unterschiedlich große Zahnräder vorstellen, das heilige Jahr mit 260 Zähnen im Rad, das Mayajahr mit 365. Greifen die Räder richtig ineinander, fällt der Geburtstag auch auf einen ganz bestimmten weltlichen Tag.

Wann aber das nächste Mal wieder, sobald sich das Räderwerk in Bewegung setzt? Genau nach 52 Jahren erst wieder, nach 52 Umdrehungen des großen Rades also, stehen sich dieselben Zähne zum ersten Mal von neuem gegenüber. Die Zeit der Erde schien damit abgelaufen. Archäologen in Tikal freuen sich heute darüber oder ärgern sich über die angerichtete Zerstörung. Jedesmal nach 52 Jahren und da die Welt nicht untergegangen war, sondern sich erneuert hatte, überbauten die Mayas die vorhandenen Pyramiden mit einer neuen Kappe. Das ist natürlich auch hilfreich wie Jahresringe im Baumstamm. Es läßt den Anfang des Pyramidenbaus errechnen.



Am Stadtrand von Santa Cruz del Quiché warten die grobschlächtigen Busse auf ihren Einsatz. Viele erreichen ihr Ziel erst nach 14 bis 20 Stunden. Andere plagen sich über haarsträubende Straßen zu den Bergdörfern des Cuchumatanes-Gebirges hinauf. Abenteuer aller Art sind im Preis eingeschlossen. Hört ein Landfremder den niedrigen Fahrpreis, denkt er sich: Kann ja nicht so weit sein.

Zwischen Trachten und Mayageschichte hinundhergerissen, bin ich seit heute früh dabei, die Überreste der exponiert liegenden Königsstadt des mächtigsten Hochlandvolkes zu entdecken, der K' iché. Es blieb kein Stein davon auf dem anderen. Als Gumarcaj hat es den Ansturm von Alvarados aztekischen Söldnern nicht überlebt. Als Utatlán lebte es in der aufgedrückten Náhuatelsprache als blasse Erinnerung fort.

Die unterdrückten Stämme ringsum werden aufgeatmet haben. Die Quichégeschichte ist ein einziges Abschlagen gewesen. So gesehen kriegt die Verehrung Alvarados bei den Kaqchikeles und Tz' utujiles vom Atitlánsee ein ganz anderes Gesicht. Gefreut haben sich auch die Missionare im nahegelegenen Santa Cruz del Quiché über diesen Sieg Alvarados. Sie fanden bereits alle behauenen Steine zum Bau ihrer schöne Kirche vor Ort.

Im Gegensatz dazu habe ich in den einsam gelegenen Ruinen von Gumarcaj herumgestochert. Was einst Tempel waren, ist nur noch Lehm und Geröll. Doch plötzlich stutzte ich. Da hatte einer einen kurzen Tunnel in solch einen Lehmhügel gebohrt. Kein Schatzsucher. Einer, der mit Kopalharz und Kienspansplintern den Weihrauch zusammen mit seinen Gebeten zu den alten Göttern aufsteigen ließ.

Zurück im Ort einen Blick auf den weiten Platz vor der Stadt. Ich zähle über 20 einheimische Busse. Mit welchem kam eigentlich ich? Es interessiert mich nicht. Ich will heute hier bleiben. Am überdachten Markt stapeln sich helle Hüte aus Palmstroh bis zum Dach. Die Sonne brennt tagsüber unbarmherzig herunter. Selbst Frauen tragen im Freien breitkrepfige Hüte oder einen locker zusammengefalteten Tzute. Unterwegs sind sie immer mit emsigen Händen beim Flechten, denn von der Hutherstellung leben sie hier alle. (Bild 1, Zeile 09)



Es war nicht immer so, wie rechts dargestellt. Der linke Huipil aus Santa Cruz del Quiché entstand vor 1925
(Aus der Sammlung MARI)



Woran ich die hiesigen Frauen heute überall wiedererkennen würde: Sie tragen der Hitze wegen eine dünne Bluse, die Ärmel bis zum Ellbogen hochgerollt und um den Hals einen schulterbreiten weißen Kragen, vielleicht in Lochstickerei. Aber so nah kam ich nicht ran. Wichtig auch die Schürze, die den Jaspé-Rock darunter beim Arbeiten schützen soll. Sie ist ein einzigartiges Stückelwerk aus Trachtenmotiven, eine Art Flickerteppich aus Ikatresten, aber gerade deshalb nicht zu verwechseln. (Siehe Bildersammlung Reihe 09, Spalte 1!)

Ich habe Glück mit dem Zimmer, ein ebenerdiges Kolonialgebäude mit allen Türen auf einen begrünten Innenhof hinaus. Dort stehen Zelte, da sich die Besitzer noch nicht in ihre Wohnung

zurückzukehren trauen. Sie kennen am besten die Baufälligkeit des Gebäudes. Preis 1,20 Dollar für die Nacht. Mir wird vorgeschrieben, meine Zimmertür offenzulassen, damit ich beim ersten Rüttler ins Freie springen könne.



Wenn mal Chichicastenango nicht eines Tages auch zur billigen Touristenattraktion verkommt ! Es wird!

Unter dem Vorwand, Touristen brächten Geld ins Land. Das fließt aber nicht in die Taschen der Indios.

Tatsächlich zittert die Erde in der Nacht ein paarmal, wie auch schon die letzten Tage immer wieder einmal. Aus dem Bett sprang ich deshalb nicht. Was aber alle sagten, die das Beben erlebt hatten: Wenn der Fußboden erst zu schwanken beginnt, fliegt jeder flach hin, da der Gleichgewichtssinn versagt. Zur Flucht sei es dann zu spät. Nach zwei bewegten Transatlantiküberquerungen in einem kleinen Boot

fällt es mir schwer, das zu glauben.

Warum ich diese Nacht auswärts in Santa Cruz verbringe? Nicht, weil mir die Strohhutflechterinnen so gut gefallen hätten und ich der Machart ihrer Spitzenkragen auf die Spur kommen wollte. Ich hatte vielmehr einen Bus aus Chichicastenango kommen sehen. Mit so einem will ich morgen sozusagen durch die Hintertür über das Mittelgebirge in die arg angeschlagene Stadt. Sie ist nur 20 km entfernt und die Fahrt kostet 25 Cents.

Die Randas an den Rücken der Frauen rechts, die in „Chichi“ 10 Jahre nach meinem ersten Besuch auf den Bus warten, sind gut zu sehen. Aber auch die grellen für die Huipils und Tzutes verwendeten Garnfarben fallen auf und tun dem Auge weh. Die Weberinnen glauben, das sei der Geschmack der Fremden. Die Stoffteile in ihren Händen wollten sie an Touristen verkaufen. Der Huipil verrät, sie sind von auswärts.

Die Annäherung an den geschundenen Ort verhielt nichts Gutes. Schuttberge überall. Dann der eigentliche Marktplatz, fast 200 m im Quadrat mit zwei weißen Kirchen, erhöht sich gegenüberstehend, aber wie! Die Pfarrkirche San Tomás schien nur deshalb nicht auseinanderzubrechen, weil sie sofort nach dem Erdbeben mit langen Baumstämmen von allen Seiten Halt bekam. Die Kleinere, Calvario genannt, war schon immer den Indios allein



vorbehalten für ihre eigenartigen Riten. Ihr Gemäuer zeigt zwar auch Risse, braucht aber kein Korsett.



Alter Huipil aus Chichicastenango, aus drei Webbahnen zusammengesetzt.

Deutlich gehen vom Hals in alle Richtungen Sonnenstrahlen aus. (Sammlung MARI)

Was heißt hier eigentlich eigenartige Riten und Bräuche! In der katholischen Pfarrkirche steigt auch Rauch auf, echt orientalischer Weihrauch vermutlich und

aus silbernen Gefäßen. Die Indios lassen eine Handvoll Kopalharzkörner auf ein kleines Feuerchen fallen, das vor der Kirchtür brennt, genauso wie es schon die Mayapriester gehandhabt hatten.

Wird einmal kein einheimisches Räucherharz am Marktplatz feilgeboten, tut' s auch ein in Brand gesteckter alter Autoreifen. Es kommt ja nicht auf den auch zum Husten reizenden Qualm aus dem Nahen Orient an. Die Hauptsache, ihre Gebete steigen wie der Rauch zum Himmel und werden erhört. Aldous Huxley, der Satiriker, hat es so ähnlich beschrieben: Die besten Katholiken und zugleich die besten Heiden, das seien die Indios aus Guatemala.

Die Wichtigkeit der beiden Kirchen verliert schnell an Bedeutung für mich. Mich fesselt das Aussehen der schwarzen Frauenröcke, denen die Handarbeit anzusehen ist. Jetzt klärt sich für mich auch das Rätsel auf, welche Bedeutung den handbreiten "randas" aus bunten Garnen zukommt, die im oberen Drittel den Rock als Ring schmücken oder auch senkrecht unterteilen können.

Der Abstand dieser borteähnlichen Verzierung vom unteren Rand wird vom Gürtelwebgerät vorgeschrieben. Dieses erlaubt naturgemäß nur eine geringe Bahnbreite, die etwa der Schulterbreite der Weberin entspricht. Das reicht nicht für eine Rocklänge, vor allem, da diese Röcke in Gürtelhöhe zusammengeschlagen getragen werden, also ein Innen- und Außenleben haben, eins für die Welt und eins für die Trägerin selbst.

Damit die geforderte Länge beim Rock erreicht wird, werden drei Webbahnen nebeneinander zusammengefügt und die Nahtstellen durch einen mehr oder weniger breiten Kettenstich in abwechselnden Garnfarben unsichtbar gemacht. Das wirkt insgesamt wie ein bunter Streifen, je nach persönlichem Geschmack in dezenter Art oder in allen Regenbogenfarben.

Die „huipiles“ der Frauen werden aus drei Teilen zusammengesetzt, aus Mittelbahn mit Kopföffnung und zwei Seitenteilen, die die Schultern und Oberarme bedecken. Diese hier in "Chichi" auf meinem Photo zu sehenden erinnern mich an eine bestimmte Art Perserteppiche, nicht nur des satten Rots wegen und der plastisch wirkenden Oberfläche. Anders aber als beim Teppichknüpfen, wo der höhere Flor nur weniger flach weggeschoren worden ist, gehen hier die plastischen Muster auf aufgestickte oder applizierte Verzierungen zurück. (Nicht bei diesem alten Muster links!)

In Quetzaltenango sah ich das Grundgewebe der Festtagsbluse fast völlig unter einer Schicht nachträglich aufgestickter Blüten verschwinden. (Bild 4, Zeile 06)

Beispiel eines überfüllten Huipils aus Quezaltenango.

Beschreibung: Drei Baumwollbahnen, Maschinengewebe aus Kunstseide. Halskrause und Randas in Maschinenstickerei.

Ade, du traute Handarbeit!

Hergestellt 1980 – 1990. Gebraucht. Preis \$ US 103.

Anbieter Maya-Textilien, Antigua, Guatemala



Auffallend in „Chichi“ das große Tuch in passenden Farben dazu, der Tzute. Der ist für alles gut, als Kopfbedeckung, als Decke für den Korb, zum Warmhalten der Tortillas, aber am meisten als Schutz fürs Baby am Rücken. Da wird der Tzute diagonal zusammengefaltet, dann werden vor der Brust die Enden verknötet und schon ist eine Art Rucksack fertig.

Die Rocklänge ist nicht unwichtig. An manchen Orten deutet sie den Lebenszyklus an von der unberührten Jungfrau bis zur nicht mehr gebärfähigen Alten. Hier aber in "Chichi" und besonders in Zunil sind die Röcke immer kurz, wenigsten bei den Frauen, die am steilen Hang in der milpa, dem Maisfeld, zu arbeiten haben. Es fiel anfangs schwer, mir vorzustellen, daß auf den schmalen Handtüchern weit oben am kaum mehr begeharen Berghang Mais angebaut wird. Je kürzer also der Rock, je schwerer zu erreichen und zu bearbeiten darf man sich das Maisfeld vorstellen. (Bild 1,2,3,4 in Zeile 11)

Nicht alle Marktbesucherinnen passen heute in das Bild der Frauen aus allernächster Umgebung. Da müßte ich ihre Blusenart besser zu lesen verstehen. Hat aber eine ihren ellenlangen Zopf in so ein wundervolles rosa Zopfband geknüpft wie diese Krugkäuferin, habe ich ohnehin nur noch Augen für Zopf und Schleife, diesmal sogar zwei. (Bild 3, Zeile 11)

Was mir auf allen Märkten auffällt: die Menge der angebotenen Tongefäße zum Kochen und Wassertragen. Wenige Orte mit gutem Lehm töpfen schon seit Jahrhunderten. Genau genommen töpft die Frau und das ganz ohne Töpferscheibe. Der Mann ist von Markt zu Markt unterwegs, die Ware zu verkaufen. Ich traf vor ein paar Tagen bei Totonicapán einen solchen Wanderhändler. Er schleppte auf einem riesigen Rückengestell zwölf große Wasserkrüge mit sich herum. Ob er sie heute alle los wird oder die letzten erst in fünf Tagen und nach endlosen Fußmärschen von Markt zu Markt, der letzte Krug kostet soviel wie der erste. Lebenszeit und aufgewandte Mühe haben keinen Preis, sind also wertlos. (Bild 1, Zeile 06)

Auffällig ist hier am Markt auch das soziale Gefälle. Analphabeten im Spanischen und nur ihrer eigenen Mayasprache mächtig, gehören die auf den Marktplatz drängenden Käufer - vor allem Käuferinnen - zu den 20.000 reinrassigen Eingeborenen, die in den Hügeln ringsum leben und noch ganz in ihren "costumbres" verwurzelt sind.

Die Verkäufer sind aus ganz anderem Holz, kommen von überall her, tragen Schuhe, kleiden sich städtisch und sprechen Spanisch, aber natürlich auch "leng", die Sprache ihrer Kunden, vorwiegend also K'iché. Keiner zeigt reine indianische Züge, aufgemixt sind sie alle seit Generationen vielleicht, eben Ladinós. Woanders sagt man Mestize dazu. Man kann auch sagen, das sind die Kleveren, die den Anschluß geschafft haben.

Vorhin lief mir in Chichicastenango ein Mann von hier über den Weg, gekleidet, wie es im Buche steht. Wäre ich heute nicht der einzige Gringo am Markt, würde ich glauben, das Tourismusbüro habe ihn eigens losgeschickt. Woanders würde man sagen, das seien die Notablen des Ortes, Bürgermeister und Ratsmitglieder. Ihre Stimme ist unter den Indios wichtig. Sie halten auf Brauchtum und zeigen es stolz, wenn sie nicht gerade an heimlichen Orten Rauchopfer vor uralten Steinfiguren darbringen.

Die Dorfpolizisten sind genauso gekleidet wie alle Männer in Chileverde



Ihren dunklen Wollstoff für die knielange Hose und Weste kaufen sie in Momostenango ein, dem Ort der 300 Schamanen. Als Nachkommen einer Kriegerkaste lassen sie keine Frau an ihre Kleidung heran. Sie schneiden sie selber, besticken sie auch auf auffallende Art. Der Kopfputz des Mannes, den ich eben sah, bestand aus einem großen roten Tuch mit Fransen, die bis zu den Knien reichten.

Wie gut, daß sie sich nicht freiwillig fotografieren lassen. Ist es erst soweit, hat das Land seine Originalität verloren und ist auch nur noch eins wie alle anderen. Sind erst Würde, Stolz und Ehre dahin, geht es rasant abwärts mit dem in Jahrhunderten angesammelten Brauchtum.

Auf der Heimfahrt über Los Encuentros sehe ich in der Ferne einen hochgelegenen Ort, zu dem auffallend gekleidete Männer aus dem Bus sich aufmachen. Statt einer Hose, tragen sie, um die Hüfte gewickelt, eine Art dicken Lendenschurz in dunkelbrauner Schafwolle mit hellen Punkten. Ich frage also. Diese seien von Nahualá. Ich will mir das merken.

Vorher aber habe ich mir noch einmal einen Besuch in Chileverde vorgenommen. Die Fotos der Weberfamilie sind gut gelungen. Ich will ihnen Abzüge bringen. Außerdem kaufe ich vor der Abfahrt noch ein Kilo Rindfleisch am Markt neben der Bushaltestelle ein. Es wird mir, in eine Art Bananenblatt gewickelt, übergeben. Ich hoffe, meine Freunde wissen, wie sie daraus eine Fülle für ihre Tortillas machen können. Wenn ich mich aber an die Kochstelle mit dem kleinen Tontopf erinnere, wundere ich mich, wie das gehen soll. Soll ich ihnen auch noch eine Pfanne mit Stiel mitnehmen? Wie ich die beiden Frauen in Erinnerung habe, fürchte ich, sie lachen mich aus. Eine eiserne Pfanne mit Stiel haben sie noch nie besessen.

**Diese Männerschärpe zur Erinnerung an die beiden fleißigen Frauen in San Martín Sacatepéquez, dem Tal, wo nur noch Pfeffer wächst
Schärpenmaße = 290 x 31 cm**

Mein Besuch bei ihnen verläuft schwierig. Der Mann ist nicht zu Hause, die Frauen sind dementsprechend zugeknöpft. Auf den Fotos erkennen sie sich wenigstens wieder. Das Fleischpaket fassen sie mit spitzen Fingern an. Ich zeige ihnen den Inhalt, hoffe, sie verstehen das Wort Tortilla und was ich damit meine, mit meiner Hand Richtung Mund zu deuten. Auf ihren Mund zu deuten, traue ich mich schon gar nicht mehr. Wer weiß, was das bedeutet.

Jetzt sehen sie wirklich bestürzt aus. Das wäre mir nicht eingefallen. Sie glauben offenbar, ich hätte das Fleisch mitgebracht, damit sie mir ein Gericht mit Tortillas daraus machen. Natürlich haben sie um diese Zeit keine "masa" mehr im Haus. Die wird immer nur abends fürs nächste Frühstück angesetzt.

Ich versuche besser einen Rückzug. Nun wollen sie mir aber mein Fleischpaket wieder mitgeben. Ich winke entschieden ab und zeige nun wirklich auf ihren Mundes und mache Schluckbewegungen dazu. Wenn ich länger in diesem Land bleibe, entwickle ich noch meine eigene Taubstummensprache.

Da fällt mir zur Ablenkung die Frage nach der Lagune ein, meinem zweiten Ziel heute. Das Wort Laguna sagt ihnen etwas. Sie deuten mit den Armen in die Richtung, wo der Aufstieg zum Kratersee beginnen soll. Das hatte ich gar nicht erwartet, daß mir gezeigt wird, wo dieser mystisch gefärbte Ort sein soll. An jedem 2. Mai findet dort eine Art Götterbeschwörung statt.

Ich finde bald heraus, es wurde mir nicht wirklich der Weg gezeigt. In einem winzigen Laden, wo auch Eßbares zu haben ist, bestelle ich eine Hühnersuppe und erfahre so nebenbei alles, was ich wissen muß. Diesmal bin ich richtig. Es geht zwei Stunden steil bergauf, zuerst an abgeernteten Feldern vorbei, dann durch den Wald, der immer dichter und urwaldähnlicher wird. Bis ich endlich auf einem ebenso dicht bewaldeten Kraterrand stehe und jenseits knapp hundert Meter unter meinen Füßen einen tiefblauen stillen See erblicke, dessen Ufer grasig grün, also begehbar sind.

Leider finde ich keinen Weg hinunter. Mein Aussichtspunkt war wohl Sinn dieses Weges oder mir fehlen die Pfadfinderaugen hiesiger Buschleute. Ich schlage mich wie einer, der in den Alpen viel Schlimmeres erlebt hat, weglos über Gestein und Gesträuch abwärts, bis ich neben dem Wasser stehe. Unendliche Ruhe herrscht hier. (Bild 3, Zeile 02)

Das also ist der Chicabásee, ein Wort, das kein Mam versteht oder verstehen will, weil es aus einer fremden Sprache kommt und deshalb von einem feindlichen Volk ist. So glauben es



aber nur die Gewährsleute meines englischen Reiseführers, also vorwiegend amerikanische Rucksackreisende.

Auf nach Tikal ! Das war ein weiser Entschluß. Ich freue mich auch auf ein Wiedersehen mit meinen Götterkollegen, wo es wärmer als hier ist. Dort werden auch meine Korntortillas wieder zu Ehren kommen. Wozu sonst hole ich mir Schwielen an den Händen beim Drehen dieses Hartholzstabes, bis die Funken sprühen.



Vielleicht verbietet den Chileverdeleuten auch nur die Scheu, dieses Wort auszusprechen. "cabal" bedeutet in einer verwandten Mam-Sprache einen Wohnort, also den Ort, wo einer wohnt. Es kann mit dem Bergsee nur die Wohnung feuerspeiender Geister gemeint sein. Vor denen haben sie Angst.

Einmal im Mai jeden Jahres beschwört hier oben ein Medizinmann unter Anteilnahme der Bevölkerung den im Wasser lebenden Berggeist, der um die letzte Jahrhundertwende urplötzlich das ganze Tal mit Bimsstein zugeschüttet hat.

Ein deutscher Gelehrter, Eduard Seler, würdiger Nachfolger Alexander Humboldts, weilte damals gerade in Quezaltenango, studierte Land und Leute und war sehr wißbegierig. Er beobachtete - ich nehme an, zusammen mit seiner ihm immer begleitenden Frau - die Eruption von einem benachbarten Vulkan aus. Das will was heißen. Er beschrieb hinterher auch den Anblick, der sich ihm im heutigen Chileverde bot. Verheerend.

Was für ein Datum haben wir heute eigentlich? Noch ist lange nicht der 2. Mai. Ich werde leider nicht an dieser Gesundbeterei des an Hustenanfällen leidenden Vulkangottes teilnehmen können.

An einer eingegrenzten Stelle entdeckte ich dort angelehnte Holzkreuze mit verdorrtem Blumenschmuck. Wohl die Idee des Dorfpfarrers, als es noch einen gab. Ein Kreuzzug gegen die Heidengötter im Bergsee. Medizinmann und Dorfpfarrer, jeder auf seine Weise.

Das scheint einigen nicht verlässlich genug. Sie versuchen es auf die ganz charmante Art. Unweit der abgestellten Kreuze ragen kurze Holzstecken über die Wasserfläche heraus, und an einigen davon sind Blumensträuße festgebunden, bereits verdorrte, aber auch ganz frische. Statt einer Blumenvase - bestimmt ein Fremdwort hier - erlaubt der Stecken, den Strauß so anzubinden, daß seine Stiele bis unter die Wasseroberfläche reichen. (Bild 4, Zeile 02) Es gibt also immer wieder jemanden, der wie ich diese zwei Stunden Aufstieg in Kauf nimmt, die Vulkangötter gnädig zu stimmen.

Jetzt aber keinen Schritt weiter, Fritzens Wurst und das Brot von Quezaltenango aus dem Beutel ziehen und mich in der Hochgebirgssonne auf dieser seit Jahren entbehrten Almwiese ausstrecken. Die Alm in Tirol neben einem schönen Bergsee ist gar nicht so weit hergeholt. Wo sonst gibt es noch so einen stillen Ort.

Lange dauert es nicht, da höre ich aus dem Wald eine Männerstimme und einen Jungen antworten. Als sie mich auf der grünen Wiese entdecken, treten sie schüchtern näher. Mit meinem Begrüßungstext auf K' iché, "Sakic tat, a utz wätsch la!" komme ich nicht weiter. Hier folgt kein "Utz, maltiox!" Das sollte ich längst wissen.

Beide starren auf meine Jause. Die beiden verstehen meine Taubstummensprache besser als die Frauen im Ort, setzen sich dazu, lassen sich von der Wurst ein Ende runterschneiden, ziehen aber dann aus ihrem eigenen Beutel ein Paket Tortillas und streichen sich die Leberwurst in ganz winzigen Mengen mit ihrem Taschenmesser darauf. Mein Brot lehnen sie ab. Das konnte ich mir denken: Brot ist in diesem Tal ein Fremdwort in jedem Sinne.

Eine Unterhaltung kommt natürlich nicht zustande. Der Junge, der wohl schon zur Schule geht, kennt ein paar spanische Brocken. Ich weiß mir längst in solchen Fällen zu helfen. Ich zeige mich wißbegierig, als möchte ich die neue Sprache kennenlernen, deute auf den Daumen, sage Eins dazu, dann auf zwei Finger und sage Zwei dazu und immer so weiter. Da fällt bei meinem Busnachbar regelmäßig der Groschen. Er sagt mir seine Zahlen von 1 - 10 auf, und ich versuche, sie mir zu merken. Spätestens bei der Absicht, alle Zahlen nachsprechen zu wollen, bricht allgemeine Heiterkeit im Bus aus. Das verbindet.

Ich drehe also auch diesmal den Spieß um und bitte meine neue Bekanntschaft, meine Zahlen auf deutsch nachzusprechen. Beschämend genug für mich, das geht besser auf deutsch als mein Radebrechen in Mam. Vermutlich haben sie, die in ihrer Muttersprache so viele unterschiedliche Zisch- und Rachenlaute zu unterscheiden haben, ein besser geschultes Gehör. Endlich allgemeiner Aufbruch. Die beiden zeigen mir, wo der richtige Weg bergab führt. Ich springe ihnen voraus, komme aber nicht zum Ausgangspunkt zurück, sondern lande in einem seitlichen Tal. Nur jetzt nicht jemanden nach dem Weg fragen müssen! Dann zeigt mir einer vielleicht den stundenweiten Fußweg der ganz armen Dorfbewohner nach Xelajú. Der Kirchturm von Concepción Chiquirichapa weist mir endlich die Richtung, und der letzte Bus ist noch nicht vorbeigekommen.

Abschied heute von den Fleischtöpfen Ägyptens, sprich bei Eckerts. Die Aufräumarbeiten im Katastrophengebiet gehen langsam voran. Junge Amis vom Peace Corps berichten, man habe in den zerstörten Dörfern Schaufeln verteilt, aber die Bewohner säßen auf ihren Schutthügeln und warteten, daß jemand vor ihrem ehemaligen Haus den Schutt von der Straße schaufle. Sie hatten wohl nie im Leben eine Schaufel in der Hand gehabt. Der Atitlánsee muß also auf mich warten.

Eben! Warum nicht solange in die staubfreie Regenwaldregion Guatemalas fahren? Dort stehen die imposantesten Mayaruinen, die man sich vorstellen kann. Aber wie hinkommen? Die einzige Straße, über die Hauptstadt nach Tikal zu fahren, sei unterbrochen. Also dorthin fliegen? Nicht mein Fall. Ich will was sehen. Fritz und Elli können mir nicht mit Auskünften helfen. Seit 30 Jahren im Land und noch nichts von den Ruinen der Mayastädte gesehen.

Meine Absicht ist, die Region um Flores und den Petén-Itzá-See von hinten her aufzurollen. Mir ist dabei klar, ich werde eine Art Niemandsland ohne Weg und Steg vor mir haben, eine gut 60 x 100 km große Regenwaldfläche. Einziger Verkehrsweg: der Rio de La Pasión. Führt er zu wenig Wasser, ist für mich in Sebol Schluß. Dort hört die Straße auf.

Wie zu erwarten, kam ich erst spät weg, erwische aber einen Bus nach Santa Cruz, dem Hutmacherort, dann einen weiteren nach Sacapulas. Dort gäbe es eine einfache Pension. Die Straße ist rau, kurvenreich und ohne Asphalt. Neben mir sitzt ein Arzt, ein in Mexiko lebender Guatemalteke. Er kam für ein paar Wochen hierher, um den Erdbebenopfern zu helfen. Als ich ihm von meinem Plan berichte, sagt er, morgen sei Sonntagsmarkt in **Nebaj**. Ich solle das keinesfalls abseits liegenlassen, ein Ereignis, wie ich es nirgends in Guatemala finden würde. Bald hinter Sacapulas zweige bei Ceiba eine Straße dorthin ab. Es gäbe bestimmt morgen früh einen Bus dorthin, da Markttag sei.

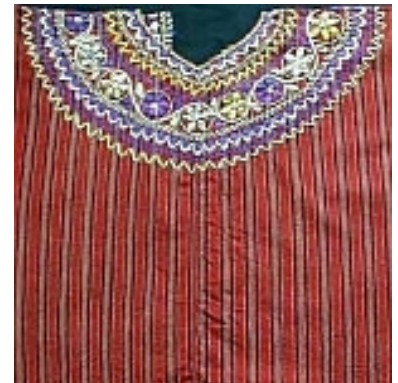
Das klang verlockend. Weniger verlockend, was mir der Wirt in der Pension sagte. Wenn ich nach Nebaj wolle, müsse ich morgen früh um vier auf der Straße stehen. Da käme der Bus aus Santa Cruz vorbei. Ich will. Er verspricht mir, mich zu wecken. Es bleibt noch Zeit, den riesigen Kapokbaum auf dem Marktplatz zu bewundern. Hier trägt er den alten Mayanamen Ceiba. Einheimische Mädchen bestaunen den Fremden. Es kommt selten einer her. Der Ort lebt von Salzgewinnung. Immerhin hat schon Erzbischof Las Casas, der Indiobeschützer, hier eine eiserne Steinbrücke über den Rio Negro bauen lassen, die heute noch steht. Auffallend der Unterschied in der hiesigen Kleidung. Auf 1200 m Höhe ist es warm. Die unverwechselbaren Blusen sind dünn, aus weißer Baumwolle und mit aufgenähten gezackten dünnen Seidenbändern in Rot und Blau besetzt.



Alte Huipils (vor 1935) aus Joyabaj, das noch ein Stück hinter Nebaj liegt (Sammlung MARI)

Am 22. Februar, 4 Uhr früh kommt der Bus. Er ist schon zwei Stunden unterwegs,

hält nur kurz und nimmt mich mit. Es ist einer von der unverwüstlichen Sorte, es sei denn, er stürzt aus irgendeinem



Grund über die haarsträubenden Abhänge hinunter, die vor uns liegen. Der Fahrer verläßt sich ganz wie alle hier auf die an die Frontscheibe geklebte Plastikmadonna. Naht eine besonders enge Stelle oder eine Kurve, schaltet er kurz vorher das elektrische Birnchen ein, das zu dieser Unheilabwenderin dazugehört.

Unter diesen Umständen zieht sich die Überwindung von 1000 m Höhenunterschied in die Länge und zerrt an den Nerven, besonders nach einer fast schlaflosen Nacht. Wir schaffen es in zwei Stunden bis zum Hauptort dieses Teils des Cuchumatanesgebirges. Nebaj hat wie alle gelitten, kein Wunder bei diesen Häusern aus luftgetrockneten Lehmblöcken. Meine Sitznachbarin aus USA, die mit einer Freundin unterwegs ist, gibt mir den guten Rat, sofort ein Zimmer für die Nacht zu suchen. Heute abend sei der Bus zurück ins Tal von Marktheimkehrern überfüllt und alle, wie zu erwarten, betrunken.

In einem der niedrigen Lehmhäuser, die nur aus einem fast fensterlosen Erdgeschoß und Ziegel- oder Strohdach darüber bestehen, finden wir drei ein bescheidenes Zimmerchen für den Preis von einem Dollar. Für einen halben mehr sogar mit Abendessen. Über die Erdbebenrisse in den Wänden sieht jeder hinweg. Die "Tres Hermanas", drei Schwestern auch in Wirklichkeit, sind freundliche Gastgeber. Ich darf meine Reisetasche unter ihren Augen zurücklassen.

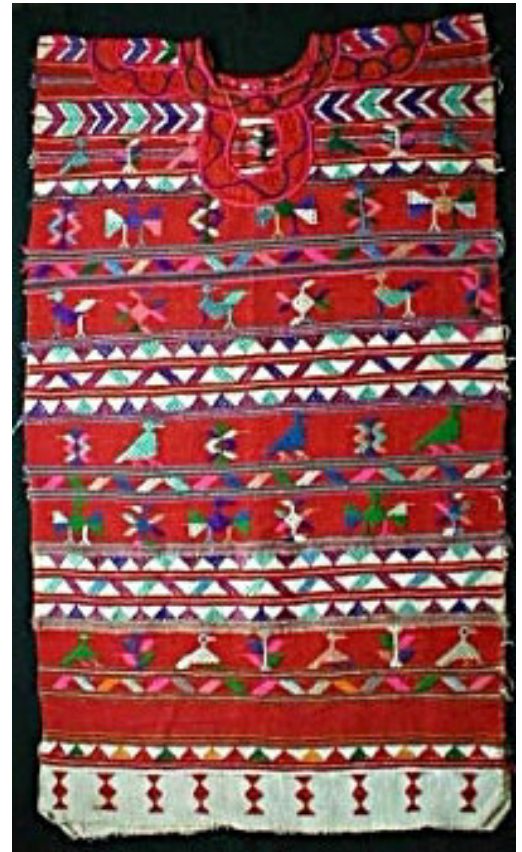
Die Wirtin versteht gerade soviel Spanisch, wie sie braucht, um mit ihren Gästen zurechtzukommen. Ihre Muttersprache sei Ixil. Sie spricht es "Ischil" aus. Ixil werde nur hier oben in diesem verlassenem Winkel der östlichsten Cuchumatanesberge gesprochen. Das sollte eigentlich an Entbehrungen gewohnte Linguistiker anziehen, denn diese Mayasprache hat sich bestimmt unverfälscht bis heute erhalten.

Ich sage ihr, ich sei gestern in Todos Santos gewesen. Die 50 km Luftlinie bis dorthin sagen natürlich nichts über die abzufahrende Entfernung aus. Sie war nie dort, aber sie könne am Markt die Händler, die von dort kämen, verstehen. Ich stelle sie auf die Probe, was mein Testwort in allen Sprachen auf der Welt ist. Das versagt auch hier nicht. Das Wort für Wasser – es ist nur ein Laut wie viele Wörter in dieser Sprache - heißt "a".

Die beiden Huipils aus San Juan Cotzal, das auch hinter Nebaj liegt, darf man getrost als Museumsstücke bezeichnen, was sie ja auch sind. [Hinweis](#) Im Internet unter „www.tulane.edu“ mehr darüber!



Siehe
Hinweis
oben!



Als wir noch vor der Tasse Kaffee mit süßen Tamales sitzen, versucht Julia, die schlankere der beiden Gringas, mich zu überreden, morgen die Reise mit ihnen noch weiter fortzusetzen, also nach Chajul und Cotzal, dem Ende aller Straßen in diesem Gebirge. Ich schüttelte den Kopf und denke mir im stillen: Vielleicht, wenn es nicht auch noch die pummelige Lorena gegeben hätte.

Mir läuft noch mehr beim Gedanken an die dort zu entdeckenden und so weit entlegenen Trachten der Indias das Wasser im Munde zusammen, den beiden aber nur, weil sie in irgendeiner Pension im Tal unten erfahren hatten, dort wohne ein Schweizer auf einer richtigen Alm und mit einer eigenen Käserei. Swiss cheese, so nahe und so billig kriegten sie das nie wieder.

Gleich vor der Tür reißt mich eine Wolke aus ziegelrotem Tuch fort. Dieser Tag ist nicht vergeudet, das spüre ich in den ersten Minuten. Zwei Filme sind bald verknipst. Unglaublich, was ich zu sehen bekomme. Ganz typisch: Ins Gebirge muß man gehen, wenn man nach altem Brauchtum sucht. Sogar einer der geistlichen Honoratioren der Gemeinde läuft mir vor den Sucher. Er ist ganz nach der örtlichen Vorschrift in dunkelbraunes Tuch gekleidet und trägt mit beiden Händen einen Zeremonienstab würdevoll vor sich her. Dessen Knauf bleibt unter einem sorgsam verschnürten Tuch verborgen. (Bild 2 und 3, Zeile 06 und Bild 1,2,3, Zeile 07)

Auch hier wieder beeindruckend, was für ein Bedarf an kleinem Kochgeschirr besteht und an größeren Behältern für irgendwelche Vorräte. Alles aus lasiertem Ton natürlich. Rührend anzusehen, wie Mutter und Kind auf dem Zwiebelmarkt die gleiche Tracht tragen, das Kind nur eine Puppenstubenausgabe davon. Ich muß mir immer wieder sagen, das hier ist genuin, also authentisch, das ist noch keine vom Turismo de Guatemala aufgepflanzte Fremdenattraktion. Tatsächlich kümmert sich keiner um mich.

Ein Würdenträger aus Nebaj trägt das Zeichen seiner Würde, unter einem Tuch verborgen, vor sich her. Seine Frau balanciert ihren Einkaufskorb mit nicht weniger Würde auf ihrem Kopf.



Ich versuche jetzt auszugrasen. In der Nähe gäbe es die Ruinenreste eines Ballspielplatzes, finde ihn aber nicht. Eine junge Einheimische versteckt sich hinter einem Opuntienbusch, als sie mich die abseits liegende Straße entlangkommen sieht. Ich will nicht, daß sie noch weiter wegläuft und drehe um. Beim ersten Haus am Ortsrand kniet eine Frau vor ihrem Haus, hat ihr Gürtelwebgerät vor sich und webt an einem Huipil. Sie ist nicht scheu, hat schon Kontakte zu Läden in Guatemala City, die Trachten an Touristen verkaufen.

Ich verstehe ihr Spanisch. Einen ganzen Monat arbeite sie an so einem Huipil. Sie webe ihn nicht für sich. Man zahle ihr in der Hauptstadt 20 Dollar dafür. Ich frage mich im stillen, was wohl die "Boutique" vom Käufer verlangt. Mehr als den zehnfachen Preis.

Der Verdienst reiche nicht, gleichwertiges Garn für den nächsten Huipil zu kaufen. Sie wird auf billigeres Garn ausweichen müssen. Das liefere ihr bereits der Aufkäufer ihrer Webarbeiten - und verdient daran auch noch. Wie der Jud zum Angler sagt: "Keine Fische fangen! Verkaufen mußst du sie!"

Wie es weitergeht, ist absehbar. Hoffentlich behalten wenigstens die Einheimischen den Blick für Qualität und kaufen für sich selbst keinen Schund. Ich glaube auch nicht, sie würden 20 Dollar für einen Huipil ausgeben. Sie weben ihn sich zu Hause wie immer - wo die Arbeitszeit keinen Preis hat.

Die drei Schwestern hatten sich am Abend wirklich Mühe gegeben, zu Tortillas eine gut schmeckende Gemüsemischung zu servieren, gut, das hieß: schön scharf. Mehr hatte niemand erwartet. Die Rückfahrt am Morgen war vielleicht noch aufregender als die Ankunft,

da die Augen diesmal mustern konnten, was unter einem lag. Leuchtete an der Windscheibe vorne unter dem Rosenhag aus Kunststoffblättern plötzlich das rote Lämpchen wieder auf, hielten alle im Bus den Atem an. Nichts passierte. Die Batterie tat ihren Dienst.

Jetzt hoffe ich hier in Sacapulas, daß morgen früh der Wecker so zuverlässig funktioniert wie gestern. Auch der Bus nach Cobán soll um 4 Uhr hier vorbeikommen. Acht Stunden seien normale Fahrzeit, ich solle aber mit 10 bis 12 Stunden rechnen, so der freundliche Wirt.

Erst 14 Stunden später entläßt uns der tapfere Fahrer in einen plötzlich herabstürzenden tropischen Regenguß in Cobán. Ich bin im Zentrum dieser mit roten Kaffeebohnen an grünen Büschen gesegneten Landschaft. Bis ich endlich eine Übernachtungsmöglichkeit gefunden habe, bin ich bis auf die Haut naß. Immerhin es war eine grandiose Fahrt durch eine wilde Landschaft.

Erster Höhepunkt, noch in stockdunkler Nacht: Mit Achsenbruch liegt der rot-weiß gestreifte Gegenbus aus Cobán auf der Straße. Genau in einer zum Glück nicht engen Kurve. Das klotzige, geradlinige Aussehen dieser Chevrolet-Busse macht auf mich immer den Eindruck, als könne ihnen so eine Panne gar nicht passieren. Sie sind alle aus einer Zeit, als die auf Schönheit getrimmten Blechbearbeitungsmaschinen noch nicht erfunden waren.

Mitternacht, Regenwetter, tiefe Schlucht, enge Kurve und dann Achsenbruch. Unser Bus mogelt sich am Havaristen vorbei

Jetzt also: Stichwort Wolfsschluchtszene. Dichter Wald drüber und drunter. Ganz drunten ein reißender Fluß. Es donnert, nieselt schon und wird bald gießen. Die Scheinwerfer blitzen. Kurze Diskussion der beiden Chauffeure. Wohin mit den Gestrandeten? Sie kommen uns schon im Gänsemarsch entgegen, Kisten mit Truthähnen und Bettzeugbündel geschultert. Sie glaubten wohl, wir seien sie abzuholen gekommen. Wohin aber mit uns? Wohin mit der Last auf den hochbepackten Autodächern? Keine Rede davon. Diesmal sind wir es, die aussteigen müssen. Der Gegenbus wird mit zwei Wagenheber soweit wieder geradegestellt, daß seine Neigung uns nicht mehr behindert. In Millimeterarbeit



und nur mit einem einzigen Kratzer an der Dachkante mogelt sich unser Fahrer am Abgrund vorbei. Das werden Photos! Zwei Stunden Zusatzverspätung sind so schon mal drin.

Unterwegs nach Cobán, der Kaffeeregion Guatemalas

Nächster Höhepunkt: Vom Scheinwerferlicht geblendet, verharrt ein großes Gürteltier mitten auf der Straße. Ein Ruck, der Bus steht und der Fahrer ist draußen und wittert schon Armadillobraten. Dann ein Schuß, ein zweiter, bis der Trommelrevolver leer ist. Wie will er auf 30 m unter diesen Umständen das Gürteltier im Laufen treffen! Dieses setzt jetzt in aller Ruhe die Überquerung der Straße fort. Ich konnte von meinem Sitz aus nicht hören, ob er seine Waffe gleich wieder geladen hat. Interessant immerhin, hier muß ein Autofahrer mit allem rechnen. Wozu sonst die Waffe unter seinem Sitz. Von seinen Landsleuten erntet unser Freischütz nur Hohn, wir anderen fühlen uns durch diese Machismo-Demonstration um keinen Deut sicherer.



Inzwischen tagte es. Ringsum subtropischer Buschwald. Es muß hier viel geregnet haben. Vorhin durfte ich dank eines Aussteigers von einem Behelfssitz nach vorn rücken. Da kriege ich auch schon Gesellschaft. An einer Straßenkreuzung warten zwei junge Frauen, eine davon mit einem etwa vierjährigen blonden Mädchen an der Hand, das viel hustet. Sie steigen ein

und sehen sich hilflos um. Kein freier Platz natürlich. Da springt eine resolute weiße Frau auf, eine, die hierher gehört, vielleicht aus dem Kaffeegeschäft. Sie stößt mit ihren beiden Zeigefingern auf zwei Indios, die hinter ihr sitzen, ruft "Platz machen!" und das Sitzproblem ist gelöst. Die beiden Indios verkrümelten sich in den Fond und hocken von da ab am Boden.

Ich war verblüfft, wie ruppig die weiße Schicht, die im Land das Sagen hat, mit den Indios umgeht. Andererseits hatten die beiden jungen Männer sich tatsächlich nicht wie Gentlemen benommen. Wären die Zusteiger Indiofrauen gewesen, hätte die Generalin vielleicht auch so gehandelt. Vielleicht. Wer weiß.

Der Motorenlärm verhindert fürs erste lange Gespräche. Beide sind kaum über 20. Marylin mit dem streng zurückgebundenen nußbraunen Haar und sehr schlank, die Mutter der kleinen Aura vermutlich, wirft mir ein paar Brocken herüber. Vorgestern aus Guatemala City über eine wilde Straße angereist, gestern die "grutas" besichtigt, also die Höhlen von Lanquín. Kämpft in der Hängematte. Eine Enttäuschung, da das Kerzenlicht des Aufsehers alle Augenblicke ausging.

Sie möchten nach Tikal. Da die Straße dorthin derzeit wegen Brückeneinsturz unbefahrbar sei, wollen sie es "hintenrum" versuchen. Ich vielleicht auch? Natürlich. Dann werden wir ja eine Weile zusammenbleiben. Sie seien aus Kalifornien ausgerückt, hätten in San Miguel de Allende einen Sommer lang Schulspanisch gelernt und wollten jetzt Richtung Panama weiter. Vielleicht gäbe es unterwegs irgendwo einen frauenlosen Farmhaushalt, wirft die blonde und rundlichere Gamey ein und scheint ganz zuversichtlich bei dieser Aussicht. Wie oft hörte ich solche Reden schon seit Mexico City.

Nächster erzwungener Stop. Auf einer abschüssigen Straße hat sich ein von unten nähernder Schwerlast im Morast der lehmigen Rollbahn festgefahren. Er ist, so hoch es seine Tragkraft erlaubt, mit Säcken voll Maiskörnern beladen. Wo gibt es überhaupt solche mit hohen Blechwänden verschanzten Laster? Beim ausrangierten Kriegsgerät der Amis, seit die Eroberung Vietnams kein Kriegsziel mehr ist. Sie müssen sich erst ein neues suchen, damit die Industrieproduktion weiterhin schwarze Zahlen schreibt und die Aktien steigen.

Entwicklungshilfe also und sehr beeindruckend neben unserem Winzling von rotem Marienkäferchen, aber bisher eben auch ein Glückskäfer. Die anderen sind schon beim Umladen der Säcke auf kleinere Kraftmeier. Wir können nicht helfen. Wie Skiläufer auf einer matschigen, holprigen Piste abwärts, schafft es unser Vehikel an der Verstopfung vorbei. Dann schaufelt unser Fahrer erst einmal den festklebenden Lehm unter dem Fahrgestell weg, vor allem, wo die Bremsscheiben hinter den Radnaben sitzen.

Nach Stunden wieder ein Straßenknotenpunkt im Niemandsland. Eine Tortillabude, Parkplatz für Busse und neben der Straße strohgedeckte zimmergroße Dächer auf vier Pfählen. Darunter liegen sie, vom Nieselwetter geschützt, mit ihren Bündeln und Kisten und heben nur kurz den Kopf. Wie oft schon seit gestern?

Es ist wieder nicht der Bus, auf den sie warten. An ihren wundervoll roten Huipils ist ihr Reizziel zu erkennen: Heim nach Tactic wollen sie. Die anderen in den grauen und hier plissierten Ikatröcken unter weißen Blusen kommen aus Cobán und wollen wohl dorthin, wo wir herkommen. Sie säßen jetzt immer noch in der Wolfsschlucht fest, hätten sie gestern abend den Unglücksbus nicht versäumt.



Dieser auffällig gekleidete Herr hier links will uns ins Petén begleiten. Seit er in Tulum auf die Wand gemalt worden ist, war er nicht mehr dort. Ein ähnlicher Würdenträger, auch sein Zepter hochhaltend, lief mir in Nebaj vor die Camera

Jetzt ein ganz anderes Guatemala. Kaffeeplantagenlandschaft, also saftig grünes Buschwerk und wie drübergesprenkelt und locker verteilt, hochstämmige Schattenspendler. So mag es der Kaffee gern. Wie es unter der Erde aussieht, möchte ich wissen. Vorhin schon diese Grotten, in denen ein Fluß für immer verschwindet, jetzt gut 25 m tiefe, trichterförmige Eindellungen, Dolinen also, wo die Höhle darunter eingestürzt ist. Da gut windgeschützt, gedeihen Bananenstauden dort unten bestens im Mikroklima. Im Grunde genommen ist Yucatán jenseits

der Grenze genauso untertunnelt. Und wo blieb mein weiblicher Dreierbund? Ich verlor ihn im Platzregen aus den Augen. Ich denke mir, sie wußten von anderen backpackers, wo es eine noch billigere Bleibe gab.

Ich werde mich heute noch darum kümmern müssen, wovon ich die nächsten Tage lebe. Also zum Supermarkt. Dort eine Blechschüssel zum Salatanrichten. Sie wird sich zusammen mit einer italienischen Salatölmischung aus der Schüttelflasche bewahren, mit zerpulverten Chilischoten, die vor dem Malen geräuchert worden waren und hier Chili Cobán heißen, dazu Mayonnaise aus der Tube und Tomaten, die es überall zu kaufen gibt. Als Ensalada a La Pasión wird sie mich und alle beglücken, die in den nächsten Wochen neben mir vor der vollen Schüssel sitzen. Ich hoffe, in 30 Jahren heißt das Rezept immer noch so und schmeckt mir vor allem auch noch ebenso gut. Und wie !

Der Verwalter oder Besitzer des großen Ladens spricht mich zwischen den Regalen auf deutsch an. Ich zeige mich überrascht. Ja, vor dem letzten Weltkrieg sei die ganze Kaffeeregion in deutschem Besitz gewesen. Dann könne er mir vielleicht Auskunft geben. Ich lege ihm meine Absicht vor.

Ganz richtig, bis nach Sebol müsse ich zu allererst fahren. Dort würden die Einbäume der Farmer entladen, die längs des Rio de la Pasión ihre Fincas hätten. Die würden einen ohne viel Betteln oder gar Bezahlung mitnehmen, so weit sie halt führen. Könne natürlich sein, daß ein Anhalter dann tagelang festsäße, bis ein anderes Boot vorbeikäme.

Dann gerät er in Gedanken. Als Kind sei er oft von Sebol aus im Kanu auf dem Rio gewesen, flußauf und flußab. Die ganze Gegend dort hätte seinen Eltern gehört. Wie das? Ja, als der Krieg für Deutschland schon verloren war, sprang Guatemala noch schnell auf den Zug der Sieger. Faule Ausreden gab es genug. Die große Zahl Deutscher sei eine Gefahr fürs Land. Sie enteigneten also jeden, der was besaß. Dann teilten sich die Generale, die die einzigen im Land mit großen Vermögen und Macht waren und immer noch sind, den Raub unter sich auf.

Auf nach Sebol! Die drei Spätaussteiger aus Kalifornien sind schon da. Netterweise haben sie mir einen Platz in ihrer Mitte reserviert. Sie wußten, ich müßte kommen. Es gibt nur diesen einen Bus heute. Der Rest der Passagiere: Landarbeiter, die zu irgendeiner Finca wollen, wo sie Arbeit fanden. Ich weiß nicht, wie lang die Strecke ist, 100 km oder mehr. Wir sind mit Unterbrechungen von morgens bis abends unterwegs.

Sebol hatten wir uns anders vorgestellt. Ich glaube, es existiert nur auf der Landkarte. Ganz in der Nähe der Uferbank, wo die Einbäume der Farmer anlegen, steht ein einstöckiges Haus, wahrscheinlich das des Hafenmeisters oder Polizeipostens. Tortillas gibt es dort auch. Wir fragen nach einer Übernachtungsmöglichkeit. Zwei leere Zimmer mit Eisenpritschen haben sie, je ein Dollar pro Person. Hände waschen? Eine Armbewegung Richtung Fluß. Dort halt, am Ufer. Ein Klo? Ein unbekanntes Fremdwort. Hinterm Haus oder auch am Ufer.



Beim Händewaschen sprechen wir die gaffenden Neugierigen an. Ob sie uns raten könnten, wie wir von hier per Boot nach Sayaxché kämen? Dort beginnt nämlich die Straße wieder. Dazwischen liegen wenigstens 80 km Luftlinie und nach den Windungen des Flusses auf der Landkarte zu urteilen, in Wirklichkeit dreimal soviel oder mehr.

Als wir uns am Fluß die Hände waschen wollen, entdecken wir andere, die dasselbe vorhaben: Flußschildkröten.

Alle finden unser Fragen ganz normal. Einfach morgen vormittag wiederkommen und den erstbesten, der flußab fährt, fragen, ob er uns mitnimmt. Mit unserer bedauernswerten Jüngsten an der Hand, die soviel hustet, dürfte das nicht schwer sein. Wir ziehen uns noch bei Tageslicht in unsere nüchternen Gemächer zurück und holen



den versäumten Schlaf der letzten Tage nach. Vorher aber habe ich noch lange mein Tonbandgerät mit dem Erlebten zu füllen.

Das einzige Verkehrsmittel auf dem Rio de la Pasión, Einbäume von erstaunlicher Länge.



Wie gehofft, gestaltete sich der nächste Tag. Das erste Boot ließ uns zusteigen. Vor uns hatten sich schon zehn andere "Anhalter" einen Platz am flachen Bootsboden gesucht, Männer und Frauen. Zwei sogar in Tracht. Sie kamen mit Sack und Pack, vor allem mit allen Kindern, aus ihrem Tal oder aus den Bergen herunter und nahmen während der Erntezeit eine Arbeit in diesem Regenwaldklima an.

Die gesundheitlichen Folgen seien katastrophal, und die Folgen für ihre "costumbres" sind es auch, denn ihre für das kühle Hochland gewebte Kleidung ist hier zu warm. Sie schlüpfen erstmals im Leben in die dünnen Lumpen vom Chinamann. Wer weiß, daß der Huipil der Frau eine Seele hat, also untrennbar von der Besitzerin ist, versteht, was für ein erzwungener Bruch mit der Vergangenheit diese

Umstellung bedeutet.

Die kleine Aura hat Fieber und hustet. Kein Wunder bei diesem Wetter. Was für ein Unterschied zum blauen Himmel über dem Hochland.

Diese erste Strecke sitzen wir in keinem Einbaum, sondern in einer gut 12 m langen, geplankten Holzkonstruktion, der Boden flach, die Wände fast im rechten Winkel dazu. Der Bootsführer muß aufpassen. Sehr flache Stellen verraten sich schon von weitem durch eine aufgeregte Oberfläche. Trotzdem fällt die Schraube unseres Außenborders manchmal aus.

Beide Ufer sind dicht bewaldet. Es beginnt zu regnen. Jeder von uns legt sich ein Handtuch über den Kopf. Die Arbeiter haben Strohhüte auf. Wer hier arbeiten muß, bleibt nicht lange wasserscheu. Er freut sich vielleicht über das erste saubere und sogar trinkbare Wasser seit Tagen.

Unser Interesse an der ungewohnten Umgebung erlahmt bei diesem Wetter sehr schnell. Ein paarmal legen wir kurz an einem Landungssteg an. Leute gehen, andere kommen. Irgendwo sah ich sogar eine Finca mit dem deutschen Namen Leinhoff auf dem Schild am Landungssteg. Ihr Name: Las Mercedes. Die ungewöhnlich Mehrzahl von La Merced irritiert mich. Klingt wie ein Autohaus. Aber hier!

Schön, daß ihr jetzt meine Kollegen von früher in Cancuén besuchen wollt.

Bei dem Regenwetter hätte ich nur kalte Küche zu bieten gehabt.



Wir fahren eine riesige Schleife aus, eine halbe Stunde lang vielleicht, dann sehe ich dasselbe Schild in der Ferne von neuem. Die Landschaft ist sehr flach hier. Dementsprechend langsam ist auch die Strömung. Der Fluß mäandert einfach still vor sich hin. Irgendwo ist der Spaß zu Ende. Jemand tröstet uns. Der nächste, der vorbeikäme, würde uns bestimmt mitnehmen.

So war es auch. Wieder vergehen Stunden auf diesem dunklen Gewässer. Nur einmal gellt der Schrei eines davonfliegenden Papageis vom Ufer herüber.





Im Boot ist diesmal ein einziger Passagier, der gar nicht in diese Umgebung paßt. Wir kommen ins Gespräch. Ein Versicherungsagent sei er, der einen seiner Klienten besuche. Dann kenne er sich sicher hier in der Gegend aus. Ob er eine Ahnung habe, wo sich die Mayaruinen befänden, die ich hier auf meiner Karte eingezeichnet hätte. Cancuén sei der Name.

Landeplatz bei Cancuén. Einen Bootssteg gibt es nicht. Aura zeichnet mit Buntstiften den Fluß

Cancuén? Natürlich wisse er das. Es liege nur ein paar Schritte von der Finca seines Kunden entfernt. Ob wir mitkommen wollten? Während der paar Stunden, die er dort zu verhandeln habe, könnten wir uns alles ansehen. Er brächte uns abends zu einem Gasthaus auf einem Hügel über den Fluß, an dem wir gerade vorbeimotorten, als er das sagte. Das sah vielversprechend aus. Natürlich will ich das und meine Begleiterinnen auch. Sie werden nach dem Fincabesuch sagen, das sei eigentlich nicht das Leben einer Hausfrau, wie sie es sich für sich selbst auf einer Finca vorstellten.

Aura freut sich über die Spielkameradinnen

Es werden trotzdem zwei unvergeßliche Stunden. Wir kämpfen uns vom Boot den nassen Lehmhang ins Trockene hinauf. Da kommt uns schon eine Schar Kinder entgegengesprungen. Ich zähle fünf. Die Hausfrau, dünn wie eine Bohnenstange, wenn ich so sagen darf, winkt uns einzutreten in ihr Haus. Haus ist zuviel gesagt. Eine Zuflucht bei Schlechtwetter ist es, ganz primitiv aus schlanken Corozo-Palmstämmen und Brettern zusammengezimmert. Unsere kleine Aura findet sofort Anschluß. Die größeren sind scheu, dabei die älteste wenigstens 12 Jahre alt, aber vielleicht deshalb. Kein Wunder in dieser Einsamkeit. Was für eine Zukunft für diese Mädchen. Schlank sind sie alle wie ihre Mutter, hoffentlich nicht wegen zu knapper Ernährung. Zu einseitig ist sie bestimmt.

Bevor der Farmer mit seinem Besuch verschwindet, erklärt er uns noch schnell, wie wir zu gehen hätten. Einfach quer übers Feld und dann in den Wald hinein. Vorher aber haben wir noch die neueste Errungenschaft anzusehen. Eine der Kleinen zieht uns vor die Tür. Dort ist auf vier Stützen wie Tischbeine, in Hüfthöhe eine tischplattenähnliche Ablage aus Brettern entstanden. Wozu wohl?

Wir staunen auf unsere Weise, weil wir nicht wissen, was das soll. Die Kleine aber wiederholt immer wieder "Coche". Bis die Mutter die entscheidende Bewegung des Halsabschneidens machte. Coche, das Schwein in Guatemala, das wußte ich schon. Was hier nach offenbar 10 Jahren Fincadasein als größte Errungenschaft gefeiert wird, ist ein stabiler Tisch, auf dem sich das geschlachtete Schwein ohne Verunreinigung durch Erde und anderes Zeug sauber zerlegen läßt. Woanders gibt es starke Baumäste zum Aufhängen des Schlachtviehs. Hier haben sie alle Bäume verbrannt oder es wimmelt darauf von Ungeziefer.



Nach dem Foto des sechsköpfigen Frauenhaushaltes machen wir uns auf den Weg. Niemand will uns begleiten. Weil es ein bißchen nieselt? Oder haben sie hier vor Schlangen Angst? Wenn es welche gibt, dann wissen die es hier am besten.

Ich habe mir in den letzten Tagen schon einiges Wissen über Cancuén zusammengesammelt. Der erste Besucher war wohl 1932 Frans Blom, der dänische Archäologe im Auftrag nordamerikanischer Forschungsinstitute und wie seine spätere Frau, die Schweizerin Gertrude Duby, vom Leben in den letzten Regenwäldern Zentralamerikas fasziniert. Er zeichnete die Umriss eines Ballspielplatzes auf, den er vorfand.

Ich frage mich bei solchen Erfahrungen immer wieder, wie haben es diese Menschen damals geschafft, bis hierher vorzudringen, ohne Luftaufklärung, ohne Ortskenntnis, ohne Zufahrtsstraßen und Außenborder. Durch Hinweise von damals hier noch lebender Indios?

Dann war 1938 Silvanus Morley hier, bevor er sein Standardwerk über die Mayas zu schreiben begann. Letzter hervorragender Besucher war Merle Green. Sie konnte meisterhaft mit Reispapier und Kohle umgehen. Wo immer Mayastelen entdeckt wurden, war Merle Green da und hat deren bebilderte Oberfläche durchgerubbelt und so der Nachwelt erhalten - ich meine für den Fall, daß wieder einmal eine neben einer Überseeperle auf Nimmerwiedersehen ins Meer fällt - statt in Berlin zu landen!

Merles Besuch verdankt die Welt die Abbildung eines bebilderten scheibenförmigen Steines, Durchmesser 60 cm, der in jedem vorbeikommenden Einbaum Platz gehabt hat. Er zeigt zwei Ballspieler beiderseits eines großen Kautschukballs. Die Spieler in Zeremonienkleidung, wie aus einer Modezeitschrift, Jahrgang 795 A.D. Die Hieroglyphen verraten dieses Datum. Der Stein markierte eine bestimmte Stelle am Ballspielplatz. Dann zogen die Ausgräber weiter.



Zwei nobel gekleidete Herren verbeugen sich vor Spielbeginn in Cancuén über einem massiven Kautschukball. Wer das Spiel verliert, ist

hinterher auch sein Herz los. Seine Parteigänger auf den Zuschauerplätzen müssen nur ihre Kleidung dem Sieger überlassen.

Das waren die Spielregeln, aber nicht immer und überall. In diesem Fall wird der Nachwelt überliefert, wie der letzte Herrscher von Cancuén mit einem Herrscher von auswärts ein Freundschaftsspiel austrägt. Was der Gastgeber nicht wissen kann: Seine Tage sind trotzdem gezählt.

Archäologen sind eigenartige Menschen. Erstens wissen sie schon aus Erfahrung, wo an einem neu entdeckten Ort etwas Herausragendes - in jedem Wortsinne - zu finden sein könnte. Die Jahreszahl wird meistens als Combi-Hieroglyphe auf den grabsteinähnlichen Denkmälern, den Stelas, mitgeliefert. Weitere Forschung kostet Geld, hier in diesem Klima vielleicht sogar die Gesundheit. Wohin auch mit weiteren hundert Holzkisten voll Scherben, die einmal Tongefäße gewesen waren? Niemand wird jemals eine Tube Uhu daran verschwenden. Die Museumslager quillen über.

Hier aber eine Sehenswürdigkeit wie Tikal schaffen? Welcher Tourist hat Lust, sich das anzutun, was wir hinter uns haben? Wenn einer etwas über diese Stilperiode wissen will, bitte sehr, in Tikal findet er es bereits vor. Kostbare Fundstücke werden schon aus Sicherheitsgründen im Museum der Hauptstadt untergebracht.

Cancuén sei dDer Ort, wo Schlangen sind. Wir sahen keine. Lästiger waren die Mückenschwärme, die über uns herfielen. Sie haben uns schnell wieder ins Freie getrieben.



Gut gesprochen, Rudi, und doch geht nichts über den Reiz, aus dem Hellen der Brandrodung ins dunkelgrüne Ungewisse der Regenwaldkathedrale einzudringen und dort sich zu orientieren versuchen. Es gehört heute kein Spürsinn dazu, hier waren schon andere vor uns gegangen. Da, etwas Aufregendes für unsere kleine Aura. Über den feuchten Teppich verwesender rostbrauner Blätter zieht sich eine saftig-grüne Spur quer über unseren Pfad. Sie deutet als erste mit dem Finger darauf.



Nein, nein, es ist keine grüne Baumschlange. Mir gelingt mit Vorsatzlinse eine Nahaufnahme. Hier sind Kolonnen von Blattschneiderameisen gerade dabei, abgeessene Blattstücke in ihren Bau zu schaffen, damit daheim die Pilzkolonien, von denen sie leben, weitergedeihen. Es sieht aus wie eine endlose Kette von Segelbooten, jedes davon hat ein grünes Segel am Mast vorgeheißt. Aus größerer Entfernung aber sieht das wie eine gezackte grüne Linie aus.

Dann entdecke ich unter einem Schirm herabgestürzter riesiger Palmenzweige Mauerwerk. Die verwitternden Zweige hüllen alles ein. Es ist vorauszusehen, wann das darunter befindliche vielleicht vier Meter hohe Steinbauwerk ganz unter Grün verschwunden sein wird und so in den Schoß der Natur zurückkehrt.

Hier versucht unsere Gastgeberfamilie zu überleben.

Ganz nahe der Brandrodung liegen im unberührten Regenwald die Ruinen der Mayasiedlung Cancuén.

Anders als in Tikal und den anderen berühmten Mayazentren, stehen hier keine herausragenden Pyramiden, die den Besucher für alle Mühe wenigstens optisch



oder als Bergsportler entschädigen . Ganz bestimmt

wird trotzdem irgendwann auch dafür jemand voller publizistischer Interessen die Trommel rühren. Es wird dann heißen:

Alles, um Arbeit für die dort ansässigen Indios zu beschaffen. Dort sind aber gar keine Indios ansässig.



Der Anfang dazu ist gemacht. Genau auf der Hügelkrone hat sich eine Palme festgesetzt, als wäre sie dorthin verpflanzt worden. Jeder Wedel ist wenigstens vier Meter lang, wenn nicht mehr. Beim Abfallen legt er sich wie ein schützender Fächer über die Flanken der Erhebung.

Dem Wandergott ist es heute zu naß gewesen. Deshalb hat er in seiner Vertretung die Göttin des Wasser geschickt, denn die ist immer naß.

Wir müssen nicht lange suchen. Marylin zieht einen Wedel beiseite, damit ich darunter das Mauerwerk photographieren kann. Es besteht nicht aus großen Blöcken, sondern aus Steinplatten in Ziegelsteindicke, ein weiches Material, wie es hier vorkommt. Es ist genauso auch auf anderen neu entdeckten Mayastätten im östlichen Dschungel zu sehen. Mehr wollten wir nicht, mehr wäre auch von uns nicht zu finden gewesen. Mücken attackierten uns von überall her.

La Boca, eine Flußgabelung, ist nur per Boot erreichbar

Wieder im Freien, überblicken wir die ganze Plantage. Hier wurde also vor Jahren der Regenwald weggebrannt und anschließend in der Asche Mais angepflanzt. Fürs erste Jahr haben die vorhandenen Mineralsalze gereicht. Jetzt müßte gedüngt werden. Dann aber findet der zu teuer gewordene Mais keine Abnehmer oder der Stickstoffdünger gerät mit dem Regenwasser in die Flüsse. Darüber freuen sich Algen und vor allem Wasserhyazinthen und Wasserspinnat. Ihr dicker Oberflächenteppich nimmt den Fischen darunter die Luft. Der Fluß und was darin lebte und auch dem Menschen zum Essen diente, stirbt.



Endlich La Boca. Der Ort ist nach der Mündung eines Nebenflusses benannt. Hier gabeln sich also die Wege, und der Bootsverkehr nimmt zu, aber auch die Zahl der Umsteiger von einem Fluß in den anderen. Das übliche lehmige Steilufer, ein kurzer Weg durchs Grüne.

Auf einer weiten Fläche thront oben ein breit hingebautes Gebäude aus Holz und schlanken Corozopalmstämmen, die hier den Bambus ersetzen. Die ebenerdige Veranda davor sieht einladend aus. Im Erdgeschoß befinden sich Küche und Eßraum, im obern Stock sind sicher die Fremdenzimmer für uns.

Ganz so ist es nicht. Doña Eva, die kurz angebundene Wirtin, will gar nichts von uns wissen. Zimmer habe sie keine. Sie hat offenbar schlechte Erfahrung mit Wandervögeln wie uns gemacht. Die Nachfolgenden müssen immer für die Sünden der Vorgänger büßen. Da es regne, dürften wir am Boden der Veranda heute nacht liegen.

Unter diesen Umständen verging uns die Lust, Doña Eva nach etwas Eßbarem im Comedor zu fragen. Das war nicht klug von uns, aber auch nicht von ihr, denn wir hatten Lust auf einen ordentlich gedeckten Tisch gehabt und wären nicht ohne zu zahlen abgehauen. Das Blitzlichtfoto sagt alles über das gemeinsame Schlafzimmer hinter der Verandabrüstung. Ich hatte für uns einen Stapel leerer Maissäcke organisiert. Da machte unser "Bett" etwas weniger spartanisch.



Am frühen Morgen war das beste daran noch, ich sprang in wenigen Schritten mit einem Stück Seife zum Fluß hinunter, schwamm eine Weile pudelnackt in der kaum spürbaren Strömung, machte mich zuletzt mit dem Seifenrest über Wäsche und Unterwäsche her, zog das notwendigste an, als das erste Boot nahte und überließ den Trockenprozeß der starken Sonne, die sich endlich wieder sehen ließ. Tikal läuft nicht weg.

Leider hielt aber bisher kein Boot, das in unsere Richtung fahren wollte. Ich werde die kratzbürstige Eva besänftigen müssen. Keine zweite Nacht wie die letzte. Da kommt sie auch schon, mich nach meinen Wünschen zu fragen. So überdosiert wie ich jetzt gerade nach gutem Rasierwasser dufte, hat hier im Comedor bestimmt noch nie einer gerochen. Die Wirtin

bemerkt es ganz ohne Zweifel. Die steile Falte zwischen ihren schwarzen Augenbrauen verschwindet. Auch ohne das Doña davor, bleibt sie eine Eva. Ich frage sie, was es heute Gutes zu essen gäbe.

Chompipe habe sie noch. Ich, den gebildeten Edelvagabunden mit Sprachschatz vorgaukelnd, da sonst kein Besitz, antworte ihr, sie meine wohl Guajolote damit. Das stimme je nach Landesteil. Gekochte Bananen oder Südkartoffeln dazu? Ob sie auch genug für drei habe? Und dann das arme Mädchen, das die ganze Nacht gehustet hat. Es sei ihm auf der Verand viel zu kalt gewesen.

Das Schulhaus in El Pato war unser Schlafzimmer

Spätestens jetzt durchschaut sie mich verständnisvoll, denn auf der Veranda war es eher zu warm. Wenn wir tatsächlich heute nicht wegkämen, solle sie mal abends für uns vier auch etwas Eßbares einplanen. Vielleicht würde dann sogar heute doch noch ein Zimmer frei. Nach zwei zu fragen, wage ich gar nicht, da wir doch so ein gutes Ehepaar mit kränkelndem Kind darstellen.



In La Boca nachts auf der vom Regen geschützten Veranda

Das Blitzlicht verrät es: Als Reisen noch Abenteuer war !



Draußen, wo die anderen im Gras liegen, verkünde ich die frohe Botschaft. Gebratenen Truthahn gäbe es gleich, Kochbananen oder Südkartoffeln dazu. Fast hätten sie "Nein, Danke!" gesagt, dann aber überzeugte sie doch die Aussicht auf ein ordentliches Bett diese Nacht. So war es dann auch. Was man halt unter einen ordentlichem Bett im Dschungel versteht, wo niemand außer Leuten aus dem Dschungel übernachten.

Beim Gedanken an die Strecke, die wir noch vor uns haben, waren wir richtig froh, als uns heute morgen gleich das erste Boot mitnahm. Es gehörte Evas Schwager, und sie hatte das für uns orgnisiert. Leider nicht bis zu unserem Wunschziel, sondern nur bis zu einer Siedlung namens El Pato. Ob es dort wirklich Enten gibt? Leider auch diesmal nur mit Umsteigen.

Macht nichts.

Wir klettern wieder einmal - zum wievielten Mal schon? - am Abend die steile und schmierig glatte Uferbank hinauf. Es gießt in Strömen. Unter den weit überhängenden Strohdächern der Hütten suchen wir einen Weg zur Schule. Der Lehrer würde uns bestimmt in seiner Schulstube übernachten lassen, hatte uns der freundliche Fährmann noch nachgerufen.

Angenehmerweise stoßen wir aber vorher auf eine Alte, die unter der Tür zu ihrer Hütte gerade Tortillas auf der heißen Platte liegen hat und sich freut, uns welche verkaufen zu können. Dann sucht sie den Lehrer. Der kommt, sieht uns an und zeigt uns stolz sein Schulzimmer.

Ich stürzte mich sofort auf herumliegende Lehrhefte mit spanischen Wörtern und solchen aus einer Mayasprache. Alphabetisation sei das. Er versuche, den Indiokindern, die mit ihren Eltern auf ein paar Monate hier heruntergekommen seien, in dieser Zeit etwas Spanisch beizubringen. Es sei zu diesem Zweck aus Spanien herübergekommen.

Er muß seine Schulkinder gern haben. Unter diesem handwerklich wunderbar aus Corozo-Palmholz zusammengefügt Dach, das einem umgekehrten Schiffsrumpf gleicht, hat er von Seite zu Seite an Schnüren Scherenschnitte aus eingefärbtem Seidenpapier aufgehängt. Das war schon in vorkolumbianischer Zeit bis nach Mexiko hinauf Brauchtum. Das Papier wird mehrmals gefaltet, nach bestimmten Mustern mit Schere oder Messer behandelt. Das Ergebnis wirkt bizarr und wie Zauberwerk. Aber genug davon. „Macht es euch einfach auf den Bänken bequem!“ und weg war der Entwicklungshelfer. Wieder natürlich kein Wasser, kein Klo.

Diese Bänke, das waren also Einheitsbänke für abgehärtete Landschulkinder, als Sitzbank ein schmales Brett, darüber das nicht aufklappbare Schreibpult viel zu nah, da für kleine Indiokinder konstruiert. Sitz und Pult in einem Stück, deshalb auch nicht auseinanderzuschieben. Ich hätte nicht gewußt, wie mich auf dem Brett niederlegen, da das Pult im Wege war. Außerdem eine ganze Nacht bewegungslos auf einem 30 cm breiten Brett liegen!

Marylin und Gamey hatten es sich schon ohne zu murren auf dem hölzernen Fußboden bequem gemacht. Der war auch nicht härter als die Sitzbank, höchstens feuchter. Ich stellte zuerst einmal eine Kerze vor mich auf das Pult, um die Taschenlampe zu sparen und suchte nach Lesbarem. Davon gab es jede Menge hinter einem Vorhang. Ich werde jetzt lesend auf dieser Bank sitzen, bis mir die Augen zufallen, dann das Licht löschen und den Kopf nach vorn sinken lassen. Genauso geschah es.

Diesmal langes Warten am Vormittag. Endlich stoppt ein Einbaum mit Kapitän allein an Bord. Ein echter Einbaum, aber auch nicht unter 12 Meter Länge. Bis zu seiner Finca nähme er uns gerne mit. Dann müßten wir sehen, wie wir weiterkämen. Wir danken. Wir wissen ja, worauf wir uns eingelassen haben. Es wird der ganze Tag bei dieser Fahrt vergehen. Einziger Halt, wenn der Scherbolzen an der Schraube wegen Bodenberührung brach oder sich Treibgut darin verwickelt hatte.

Ich lobe das prächtige Boot. Ob er es selbst aus einem Baumstamm geschlagen hätte? Ich erwarte natürlich ein Nein. Ja, er habe selbst den Baum gefällt. Einen wie dort drüben am Ufer und er deutet auf ein Waldstück, wo für uns ein Baum wie der andere aussieht. Wo der Stamm lag, erzählt er, entstand eine Art Werft. Erst die Äste entfernen, dann den Stamm auf die richtige Länge kürzen und darauf achten, daß keine verborgene Fäulnis vorhanden war.

Den Rest besorge eine Handsäge und ein Generator, der den Strom dafür liefere. Das Sägen sei das schwierigste, denn die stehenbleibende Hülle müsse überall dieselbe Stärke haben. Ich glaube, er sagte 15 cm. Das ist wenig, da er innen nicht sieht, wieviel Holz noch unter ihm ist. Er hört es nur beim Anklopfen. Spreizbalken, die später als Sitze dienen könnten, verhindern, daß sich die Hülle zusammenkrümmt beim Austrocknen. Er dürfe stolz auf seine eigene Arbeit sein und er weiß es selbst, daß sein Einbaum länger leben wird als das zusammengezimmerte Bretterwerk des ersten Tages.

In völliger Dunkelheit legen wir vor seiner Finca an. San Miguel Arcangel heißt sie, Erzengel Michael also. Von Weiterfahren ist für uns heute keine Rede mehr. Er bringt uns Hängematten aus der strohgedeckten Hütte, zeigt uns, wo wir sie zwischen den Stützen seines Vordachs festmachen können und nimmt wohl selbstverständlich an, daß wir wissen, wie eine Hängematte schlaffördernd aufzuhängen sei.

Würden wir Wasser brauchen, dann dort am Ufer halt, aber nicht in den Fluß fallen! Bei dem glitschigen Lehm eine berechnete Warnung. Bei meiner Frage nach einem Klo macht er nur eine weitläufige Bewegung mit einem Arm. Irgendwo dort, wo die Bananenstauden stehen. Statt teurem Kunstdünger, denke ich mir.

Dann verschwindet er aus unserem Gesichtsfeld und überläßt uns unserem Schicksal. Da er sich auch im Dunkeln zurechtfindet, liegt er vielleicht nur ein paar Schritte weit weg. Das mit Palmstroh halbmeterdick gedeckte Holzhaus strahlt für uns Ausgesetzte auch nach außen hin Geborgenheit aus.

Seit vorgestern in Cancuén, als wir nicht wußten, was im Schutz abgestürzter Zweige lag und nur darauf wartete, uns, Zähne zeigend, anzuspringen, geht mir der Jaguar nicht mehr aus dem Kopf, der gut einen Meter lange Panther dieser Regenwaldregion. Bei den Mayas besaß er göttliche Verehrung.

Gestern der Fährmann beim Pato, er hatte neben sich ein echtes Winchestergewehr liegen und mir fiel Karl May dazu ein. Auf die Frage nach dem Wozu: Vielleicht laufe ihm mal ein Jaguar über den Weg.

Deshalb heute vor dem Schlafengehen noch die Frage, ob wir in den Hängematten im Freien auch sicher seien. Absolut, meinte er. Schon lange habe er keinen Jaguar mehr in der Nähe gesehen. Manchmal fehle ein Hund. Den habe sich vielleicht der Jaguar geholt.

Auf der Finca San Miguel Arcangel an den Ufern des Rio de la Pasión packten wir uns in Hängematten

Nur Mut also, Rudi, sprach ich mir gut zu, als sich in diesem ungeeignetsten Moment der Truthahn von gestern zurückmeldete. Richtung Bananenstauden hatte es geheißt. Das war trotz pechschwarzer Nacht nicht schwer zu finden. Tief (in den Knien) in mein Geschäft

versunken, hörte ich es plötzlich hinter mir im Gras rascheln. Ich drehte den Kopf zurück und was sah ich? Zwei glänzende Augen. Vor lauter Schreck schoß ein lautes "Weg!" aus meinem Mund, aber natürlich "Via!" auf spanisch. Da sauste das Nachtgespenst auch schon davon, einer der Hunde des Besitzers. Seine gute Nase wird ihn meine Hinterlassenschaft später schon wiederfinden lassen und Essig ist es mit der Bio-Düngung.



Damit war für mich ein für allemal

klar, warum es nirgends im Petén ein Klo gab, aber sehr viele Hunde. Es wird eine Zeit in der Hundeentwicklung gegeben haben, wo Kotfressen der einzige Ausweg war, daß die Art überlebte. Hier im Petén jedenfalls heute noch!

Ich hatte über zwei Jahre eine gut schuhschachtelgroße antillianische Landschildkröte an Bord meines Katamarans, die es jedesmal mit mir verdarb, wenn ich einen Landspaziergang mit ihr unternahm. Ich wußte nie, ob sie bei gekochtem Schinken und Spargelspitzen aus der Dose nicht doch dem stinkenden Fisch am Ufer nachtrauerte.

Sie war auch so eine Überlebenskünstlerin, die auf den Antilleninseln schon herumkrabbelte, als diese mit dem Festland verbunden waren, denn Schwimmen hat sie nie gelernt. Der Schreck nach der Abtrennung hat ihre Vorfahren so geprägt, daß sie seitdem mit jedem faulen Fisch am Ufer zufrieden sind. Nicht nur das. Sie verzehren gierig die mit einem ätzenden weißen Wolfsmilchsaft gefüllten Manchenilleäpfel, wo einer genügt, ein Kind zu töten. Aber über Matilda wird bestimmt eines Tages in meinen Büchern geschrieben werden.

Letzter Tag am Wasser. Unserem Gastgeber fiel ein, er habe ohnehin Vorräte in Sayaxché abzuholen. Er nahm uns mit. Dieser Hafen ist im Gegenteil zu Sebol viel besser auf die Bedürfnisse der Farmen eingestellt, aber nicht bei unterbrochenen Straßen, wie jetzt nach dem Erdbeben

Am Platz steht ein Bus zur Weiterfahrt nach Flores bereit und von dort in derselben Himmelsrichtung weiter nach Tikal. Ankunft morgen abend vielleicht. Die Mädchen steigen schon ein, ich winke ab. Will vorher noch etwas anderes sehen. Viel Glück also auf der Rancherosuche!

Was mir heute zwei Stunden vor der Ankunft hinter der Regenwaldwand verborgen blieb, lockt mehr als Tikal, da es erst vor wenigen Jahren ausgegraben worden ist und kaum ein Tourist die lange Anfahrt in Kauf nimmt, nämlich die Ruinenstätte von Seibal mit ihren niemals vorher gesehenen Abbildungen auf Steinstelen.



Grundberührung und Treibgut alle Augenblicke

Ich hätte dort am Ufer das Boot verlassen können, aber nicht mit meinem Reisegepäck. Zuerst also ein Zimmer im kleinen Hotel Godoy suchen. Es ist nicht nur sauber, sondern sogar hübsch. Mit Blumen vor den Fenstern und netter Bedienung, die meine Hand nicht mehr losläßt, weil ihr mein buntes Perlenkettchen ums Handgelenk so gut gefällt.

Einziger Minuspunkt, der sich aber erst morgen früh Punkt halb vier bemerkbar machen wird: Da stimmt der Krähhahn unter dem offenen Fenster sein Morgenkonzert an. Es wird also eine kurze Nacht, aber mein Kettchen bleibt mir am Arm und die mit bunten Kettchen auch so geschmückte Minou hat auch ihren Platz auf dem Nachttisch verteidigt, hat aber das Gesicht zur Wand gedreht.

Beim abendlichen Schlendern durchs Dorf fällt mir die Auslage eines düsteren kleinen Ladens auf, offenbar echte Tonstücke von Ausgrabungen.

Vielleicht lerne ich etwas dazu, wenn ich mir die aufgemalten Muster ansehe und trete ein. Da legt mir der Besitzer eine kleine Schachtel vor die Nase. Darin ein Stück bearbeiteter grüner Jade neben dem anderen, aber unbezahlbar für mich, und niemand garantiert mir die Echtheit. Mangels Tourismus glaube ich ihm allerdings, was er sagt.

Da fällt mein Blick auf ein kleines etwa 4 cm hohes Persönchen in fast schwarzem speckigem Stein. Es gleicht einem fetten Gnom mit Affengesicht und dickem Bauch und darübergerlegten Händen: Der fette Gott! Ich kann es kaum glauben. In der Küstenregion haben sich Erinnerungen in Stein an ihn erhalten, übrigens weit von dem entfernt, was man unter Mayakunst versteht. Ihre Entstehung geht auf eine Zeit von 800 bis 400 vor Christus zurück. Ich habe mir einen Ausflug dorthin von "Xela" aus schon vorgemerkt.

Ein halbes Dutzend Steinperlen in ähnlicher Farbe dazu, alle genauso primitiv mit grobem Werkzeug durchbohrt und dann auf ein ledernes Bandl gezogen. Das kann ich nicht hierlassen. Mein fatter Gott wird mir in den nächsten Wochen im selben Maße ans Herz wachsen wie ich mangels ausreichender Verpflegung immer schlanker werde.

Wie also nach Seibal kommen? Einfach morgen früh an die Kreuzung stellen und auf den erstbesten Lastwagen warten. Das war richtig. Seibal ist im Spanischen nichts anderes als ein Wald von Ceibas, also Kapokbäumen. Deren flauschige Samen wurden früher als Matratzenfüllung und für Schwimmwesten verwendet. Deshalb auch der Name Seidenwollbaum.

Ich sah auf dieser Reise den ersten Ceiba auf dem freien Marktplatz von Sacapulas. Dort hatte er sich wie eine Dorflinde in die Breite entfalten können und bildete ein riesiges niedriges Dach als Schattenspende. Hier im Regenwald war so ein Ceiba ganz anderen Überlebensanforderungen ausgesetzt. Im Konkurrenzneid nach Licht schoß er ohne Verzweigungen wie eine meterdicke glatte Säule nach oben und bildete erst bei Erreichen des Sonnenlichts ein riesiges Dach in rechtem Winkel aus weit hinausreichenden Zweigen. Unverkennbar schon aus der Ferne. Darunter verkümmerte aus Lichtmangel jede Konkurrenz. Den Ceibawurzeln blieb die Kraft im Boden allein.

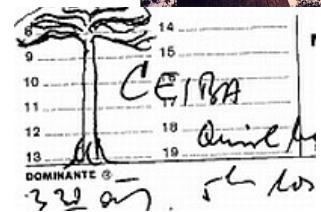
Der riesige Stamm des heiligen Baumes der Maya beeindruckt sehr

Seit in Guatemala, angeblich aus Maismangel, für das kinderreiche Land große Regenwaldgebiete der Brandrodung preisgegeben wurden, hat es auch den Ceiba getroffen. Bis auf einige wenige auf jeder Finca. Da kam noch einmal die Erinnerung an den heiligen Baum der Mayas hoch. Lieber nicht die Götter reizen. Sie sind, wie das letzte Erdbeben zeigte, doch die Stärkeren. Sie ließen also die Ceibas stehen. Nackt und ohne etwas drum herum, haben die riesigen Stämme ihre lichteinfangende Funktion verloren, sind aber als Landmarke einmalig anzusehen. Wie die Hadrianssäule in Rom oder wie einer der von Napoleon verschleppten ägyptischen Obelisken.



Solange ich diesen schlanken Baum nicht beim Namen kannte, nannte ich ihn den Quirlbaum. Das sagt alles über sein Aussehen von weitem.

(Die hingekritzeltten Uhrzeiten beschreiben mein Morgenprogramm vor einer langen Fahrt.)



Leider bog der Kleinlaster nach gut einer Stunde bei einem riesigen alleinstehenden Kapokbaum ab und blieb vor einer Hütte stehen, in der emsige Frauen dabei waren, von den choclos, den Maiskolben also, die Blätter herunterzureißen. Wer Hunger hatte, durfte sich aus einem Topf einen gekochten Kolben entnehmen und Korn für Korn mit den Fingern runterzupfen. Das taten alle, als ich ankam, und ich machte den landesweit üblichen Brauch gleich mit. Meine Begleiter vom Laster packten inzwischen die gesäuberten Kolben in Säcke und beluden das Fahrzeug damit.



In Seibal fällt dieser mexikanische Fremdling zwischen den echten Mayaprinzen auf anderen Stelen wie ein bunter Hund auf. Alles an ihm deutet auf einen erfolgreichen Krieger aus dem Norden hin, der sich hier als der neue Herr von Seibal feiern läßt. Die ungewöhnlichen Gesichtszüge samt Sprechringel sind gut zu erkennen. Sein Standbild deutet auf den Untergang der Mayazivilisation hin.

Endlich fuhren wir Richtung Seibal weiter, aber nur, weil auch dort gerade Mais geerntet wurde. Ich hatte also Glück. Beim Eingang zu den Ruinen eine Hütte mit einem Wärter, der mich freundlich empfing. Für eine Schachtel Zigaretten des Nichtrauchers zeigte er sich dankbar. Er überließ mir seine federgeschmückten Mayaprinzen aus Stein und ich war frei zu tun, was ich wollte. So einmalig schön und einsam wie hier wird es nur noch nach einem Fußmarsch von gut 20

km ab Tikal in Uaxactún sein. Wären die Mücken nicht so aggressiv gewesen, hätte ich vergessen, daß ich noch zwei Stunden Rückfahrt vor mir hatte. Aber wie?

Der Wärter tröstete mich. Heute käme noch sein Nachfolger, dann nähme er mich bis Sayaxché mit. Der Mücken wegen lud er mich einzutreten ein und öffnete sofort geheimnisvoll eine Truhe. Wieder ein Mayagott? Beinahe. Nämlich nur noch das herrliche Pantherfell mit den unverwechselbaren schwarzen Tatzenabdrücken. So sieht die Zeichnung wenigstens aus. 150 Dollar will er dafür. Ich stülpe meine leeren Hosentaschen nach außen. Da geht er auf 100 Dollar runter. Nada, nada. Nix da!

Ich verliere kein Wort über das Verbotene seines Tuns. Irgendwann wird ein reicher Guatemalteke seine Wohnung damit ausschmücken. Wie ich inzwischen schon hörte, ist niemals ein Mensch von einem Jaguar angegriffen worden. Neugierig seien sie und frech. Da könne es schon sein, daß sich einer ein Schwein aus dem Stall hole. Das hat natürlich kein Farmer gern, daß sich ein andere über sein "coche" hermacht.



Gut, daß ich nicht hingucken muß. Was ist es doch armselig, dieses einfache Stirnband auf der Hieroglyphe von Tikal. Da ist mir mein Kopfputz lieber.

TIKAL 

Endlich am nächsten Tag Flores, die lange den Spaniern verborgen gebliebene Insel im Petén-Itzá-See. Noch einen Tag im Bus weiter. Gegen Abend endlich der Eingang zum Ruinengebiet von Tikal. Ich zahle ein paar Cents und mir wird auf einem freien, begrünten Platz ein überdachter Pavillon gezeigt, wo ich meine Hängematte aufspannen dürfe. Diese habe ich mir nach den angenehmen Erfahrungen auf der letzten Finca in Sayaxché gekauft.

Linker Hand und hier unsichtbar hängen schon zwei Hängematten zwischen den Dachstützen. In jeder hockt ein Jüngling aus USA mit glasigen Augen und fragt, gut erzogen wie er aussieht, ob es mich störe, daß sie gerade einen Joint hätten. Überhaupt nicht. Sollen sie sich doch kaputtmachen.

Neben der Landepiste für Expreßtouristen, die in den Regenwald geschlagen wurde, gibt es sogar ein Wasserloch mit trinkbarem Wasser, wenn es abgekocht ist. Erst vor kurzem sei übrigens eine Maschine bei der Landung zerborsten. Zeitdruck hat unter Umständen einen hohen Preis.



Lustig ist das Zigeunerleben !

Links meine Hütte. Auf der Terrasse ist auf einem weißen Tuch schon die Schüssel voll „ensaldada a la pasión“ angerichtet.

Rechts unter meiner roten Hängematte steht mein Reisegepäck. Es vergreift sich niemand eine ganze Woche lang in meiner Abwesenheit daran. Das Lagerfeuer soll nicht den Jaguar, sondern die Mücken abschrecken.



Nach einem einzigen Dinner in einer der teuren Touristenherbergen fühle ich mich unter meinesgleichen am Abend im billigen Comedor wohler. Wer von Tortillas con pollo, enchiladas und tamales nicht satt wird, trinkt eine Flasche Bier nach der anderen, und da alle, die hier sitzen, schon mal in Mexiko waren und die Bräuche dortiger Machos angenommen haben, bleibt die Batterie leerer Flaschen am Tisch bis zum Zahlen stehen. So kann jeder sehen, was die durstige Kehle geschluckt hat.

Eines Abends war ich wieder einmal wie ein hungriger Wolf auf der Suche nach fleischgefüllten Tamales zum Comedor unterwegs, als zwei von der anderen Seite sich näherten und mich aus der Nähe betrachteten. "Ist das nicht Rudi aus Xela?" höre ich ihn fragen und wußte sofort, das war Pat aus Kanada. Da gab auch schon seine Frau Kati ihre Meinung dazu ab: "Kann nicht sein. Rudi hatte kürzeres Haar und vor allem keinen Bart." Da

beende ich die Diskussion: "Stimmt! Und ein paar Kilo mehr hatte er am Strand von Mocambo auch noch auf den Rippen." Große Wiedersehensfeier.

Solche Überraschungen gehören bei dieser Lebensweise dazu. Einfach, weil alle von uns dieselben Interessen haben und deshalb dieselben Ziele ansteuern. Kati und Pat waren mir in Tajin zum ersten Mal aufgefallen, weil sie untereinander deutsch redeten. Sie waren in ihrem VW-Kleinbus von Kanada heruntergekommen, wo sie lebten. Da es an diesem Abend keinen Bus mehr für mich gab, nahmen sie mich bis Jalapa mit. Ich hatte ihnen das dortige Museum empfohlen wegen der eindrucksvollen Olmekensammlung.

Zwei Tage später, außerhalb von Veracruz, beim verregneten und deshalb menschenleeren Touristenstrand von Mocambo, erkannte ich schon von weitem ihren Bus. Sie waren beim Losfahren. Pat lachend, warum so eilig: sie hätten hier unter der Bevölkerung Ärger erregt. Als Kati gestern zum Einkaufen unterwegs gewesen wäre, hätte er sich mit dem Beutel voll zu waschender Kleidungsstücke zum öffentlichen Brunnen aufgemacht. Da schoß nach einer Weile ein aufgeregter Winzling von Mexikaner aus einer der Hütten auf ihn los, er hätte hier zu verschwinden. Wo führe das hin, wenn seine Frau ihn hier Wäsche waschen sähe. Dann müsse er von jetzt ab auch Wäsche waschen.

Dritte Begegnung vor dem Touristenbüro in "Xela" vor drei Wochen. Jetzt wieder hier in Tikal. Als ob das nicht genug sei, nähern sich in diesem Augenblick auch noch John und Helen. Mit den beiden war ich ganz am Anfang von Quezaltenango aus unterwegs gewesen. Helen hatte damals immer für uns alle im "Radar99", unserer Pension, Pfefferminztee für alle gekocht. Johns Steinsammlung sei jetzt schon sehr umfangreich. Sie ließen sie in "Xela" zurück, und natürlich werden wir uns alle drei dort in ein paar Wochen auch wiedersehen.

Niemals vorher waren mir die beiden Jungen an unserem Tisch begegnet. Sie waren tatsächlich auf dem Fahrrad von Nordkalifornien bis nach Tikal in acht Monaten geradelt Was für eine Leistung bei diesen Straßen und der Hitze am Tage!

Der Hobby-Ornithologe an unserem Tisch meinte dazu, dann hätten sie ja - immer den Blick auf die Fahrbahn gesenkt - gar keine Zeit gehabt, in den Baumkronen nach seltenen Vögeln Ausschau zu halten. Ich selbst war ihm in diesen Tagen ein paarmal unangenehm aufgefallen, hörte plötzlich sein leises Pscht! hinter einem Baum hervor und wußte, er war besorgt, ich könnte ihm den entdeckten Tukan verjagen. Der aber war zahm und wartete nur darauf, mit Erdnüssen gefüttert zu werden.

Info-Material über alles und für jeden gibt es genug in einem kleinen Laden, sogar einen ausgestopften Quetzal, den kaum jemals einer lebend zu Gesicht bekommt. Der taubengroße Vogel lebt in der kalten Waldregion, also nicht hier. Dort wo er mit seiner bunten Schleppe aus langen, grünglänzenden Schwanzfedern zwischen den Bäumen durch die Luft tänzelt, kommt kein Tourist hin.

Alles in allem werde ich eine ganze Woche das weitläufige Ruinengebiet durchstöbern und lange nicht alles gesehen haben; bestimmt auch nicht allen dort lebenden über 2 m langen Schlangen begegnet sein. Solch ein langer Lulatsch war mir in einer bisher kaum von Ausgräbern bearbeiteten Anlage auf den Tempelstufen quer über den Weg ghuscht.

Danach kam die Angst, weil ich den Sonnenuntergang von der höchsten Pyramide aus fotografieren wollte, ohne zu bedenken, daß es in zehn Minuten stockfinster sein wird, ich kein Licht dabei hatte, aber noch eine Viertelstunde über unbeleuchtete Pfade zurückfinden mußte. Immerhin trat ich endlich bei einer beleuchteten Militärbaracke wieder ins Leben zurück und wunderte mich, wie gut sie vor den Blicken der Touristen versteckt worden war. Zuletzt freute ich mich wie jeden Abend bei meiner Rückkehr, daß meine Reisetasche unberührt wie immer unter der Hängematte auf meine Rückkehr gewartet hatte.

Eine Trouvaille war Michael Coe' s Buch über die Mayas. Auf diesen Anthropologen aus Harvard gehen die Ausgrabungen in Tikal Mitte der Sechzigerjahre zurück. Keiner weiß mehr als er darüber. In den Siebzigerjahren schrieben noch keine Reiseveranstalter anreißerische und oberflächliche Tourismuskonferenzen. Auf einen seiner engsten Mitarbeiter, Christopher Jones

aus Philadelphia von Pennsylvania University, werde ich in Quirigua stoßen und ihm dort eine Weile bei seiner Arbeit über die Schultern gucken.

Chris hat 1965 hier in Tikal hinter der himmelhohen Tempel-1-Pyramide die erhöhte Terrasse aus dem 7. Jahrhundert neben dem Ballspielplatz ausgegraben.



Der stilistische Zusammenhang zu Teotihuacán trat so deutlich hervor, daß das mir ein Photo wert war.

Ihre Fassade mit den runden Regengottaugen, der rahmenförmigen Steineinfassung und der immer dazugehörenden Schrägleiste drüber und drunter (tablero y talud!) könnte vom Tempel des Regengottes in Teotihuacán abgekupfert sein. So weit reichte damals der künstlerische Einfluß Teotihuacáns, das in der Nähe des heutigen Mexico City liegt. Wielange liegt das eigentlich auf dieser Reise schon zurück? Es war gerade der erste Weihnachtsfeiertag.

Noch ein fast alle Fragen beantwortendes Werk ist gerade erstmals erschienen und hier in Tikal zu haben, ein Reiseführer zur Mayakunst von Nicholas M. Hellmuth. Ich werde bald seine abendlichen Vorlesungen in Guatemala City besuchen. Die Wände

seines Raumes wirken wie mit Mayahieroglyphen tapeziert. Der Hintergrund dazu: Wenn er sie täglich vor der Nase hat, fällt ihm vielleicht im Schlaf doch noch die Lösung zu der einen oder anderen ein. Interessant ist es aber auch so, was er nach 15 Jahren Ausgrabungszeit an Erkenntnis zusammengetragen hat. Seine Aussage zur Entzifferung der Hieroglyphen: Haben wir ein Rätsel gelöst, tauchen fünf neue unbekannte Hieroglyphen auf.

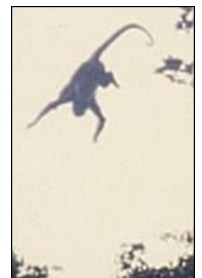
Nur einmal gab es eine unangenehme Störung. Da kam um die Mittagszeit ein Kleinbus mit Touristen aus Bayern vom Flugplatz auf den Zeremonienplatz zwischen den Hauptpyramiden angedonnert, ein Privileg, daß offenbar den Tourismusunternehmen in dem autofreien Nationalpark zugestanden wurde. Vielleicht waren es auch nicht nur Bayern, diese gröhlten aber am lautesten. Eine Kiste Bier wurde aus dem Wagen gezerrt. Das gehörte zum Zeremoniell auf dem Zeremonienplatz. Wer Mut hatte, wagte sich über die sehr steile Treppe zu einer der beiden Tempelplattformen hinauf, die anderen löschten nur den großen Durst. Schon ging es weiter, die Rundfahrt zu beenden, denn der Flieger wartete auf die Rückkehrer zur Hauptstadt.

Sie dürfen sich alle glücklich preisen, denn keiner von denen wird bei erstem Morgengrauen von einem unerträglich schrillen Geschrei eines Vogelschwarms aus dem Schlaf gerissen. Es klingt wie wenn einer mit einer Säge über die Kante eines freistehenden Eisenblechs kratzt.

20 m über unseren Köpfen fielen also diese Krachmacher über einen Baum mit Mameyäpfeln her - Zapote heißen sie auch und sehen nicht nur so aus, sondern schmecken auch ähnlich wie verwilderte Aprikosen. Bei dem großen Zank ums Futter untereinander regnet es jedesmal genug Früchte neben unsere Hütte. Damit ist das Frühstück schon gesichert und der Ärger über die Frühaufsteher vergessen.

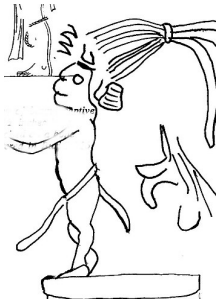
Der Tikal-Akrobat zeigt hoch oben seine Kunststücke

Noch so ein Schreihals macht sich jedesmal bemerkbar, sobald ich eine entfernte Region betrete. Wahrscheinlich sein Revier, ein Brüllaffe also. Dort oben auf einem weit vorstehenden Baumast hängt er, schwingt sich wie Tarzan durch die Luft zum Nachbarbaum, erwischt auch tatsächlich den tief nachgebenden Zweig und kehrt über einen dritten Baum auf die gleiche



Weise zum Ausgangspunkt zurück. Als wolle er mir eine Zirkusdemonstration am Hochseil vorführen - die diesmal im Eintrittspreis inbegriffen ist.

Noch so ein Schreihals macht sich jedesmal bemerkbar, sobald ich eine entfernte Region betrete. Wahrscheinlich sein Revier, ein Brüllaffe also. Dort oben auf einem weit vorstehenden Baumast hängt er, schwingt sich wie Tarzan durch die Luft zum Nachbarbaum, erwischt auch tatsächlich den tief nachgebenden Zweig und kehrt über einen dritten Baum auf die gleiche Weise zum Ausgangspunkt zurück. Als wolle er mir eine Zirkusdemonstration am Hochseil vorführen - die diesmal im Eintrittspreis inbegriffen ist.



Schmierfinken gab es schon immer. Graphiker dürfen sich wundern. Wo hat dieser Zeichner den Unterschied von Standbein und Spielbein gelernt?

Da wußte ich wenigstens, daß das durch Mark und Bein dringende Gebrüll von keinem Löwen herrührte, denn so hörte es sich von Ferne an. Einmal alles begriffen, brauchte ich mit dem Teleobjektiv vor der Camera nur zu warten, bis er wieder durch die Luft sauste, alle Viere von sich gestreckt, damit er wenigstens mit einem seiner Greiffüße einen Halt fand. Schon war er für immer im Käfig meiner Erinnerungsbilder gefangen.

Dritter Schreihals, den ich nicht vergessen werde: Der Busfahrer, der jeden Morgen halb Vier über den Campgrund läuft und jedem Schläfer ins Ohr brüllt: "Floreeees!" Eine Viertelstunde später fährt sein Bus ab und es gibt nur diesen einen am Tag.

Alles Drumherum steht viel besser in Reiseführern beschrieben. Vieles wird gar nicht erst hineinkommen. Zum Beispiel die in den Mörtel kleiner Räume hineingekratzten Skizzen aus einer Zeit, als Tikal noch voll Leben war. Mayaköpfe im Profil mit fliehender Stirn sind es, die von den Kopfdeformierungen der Babys herrühren zum Beispiel. Andere sind maskiert. Dann auch ein rückwärts über einen Steinblock gebeugter Körper, dem kurz vorher das Herz aus der Brust gerissen worden war. Daneben ein in sein Schicksal ergebener Gefangener.

Wandkritzeleien in Tikal um 1975. Seitdem für immer vom Regen weggewaschen



In diesem stillen Winkel der Ruinenstadt stand ein Blechtrog mit sauberem Wasser. Er sollte den guatemaltekischen Archäologen dazu dienen, dort Beton für Ausbesserungsarbeiten anzurühren. Zement war aber im Augenblick in der Hauptstadt wichtiger, und die Archäologen blieben auch dort und kehrten im archäologischen Museum die Scherben weg.

Die Gelegenheit war günstig, seit Tagen wieder einmal mit der Rasierklinge über mein zuwachsendes Gesicht zu fahren. Hier gab es Wasser genug. Sogar der Selbstauslöser funktionierte trotz des feuchten Klimas noch.

Ich darf es ja hier verraten, ich werde nach Jahren wie die Katze, die das Mäusen nicht lassen kann, zu derselben Stelle zurückkehren. Da waren die Grafitti an den Wänden der jetzt oben offenen Kammern von Regen weggespült worden. Ob es den guatemaltekischen Hütern dieser Schätze an Geld für ein Wellblechdach gefehlt hat? Den Archäologen, die jetzt hier aktiv sind, kann es egal sein. Sie haben es bestimmt genauso wie ich fotografiert, als es noch

gut sichtbar war. Das ist, wie schon in Cancuén erlebt. Mehr als eine Touristenattraktion, die Geld bringt, ist Tikal nicht. Wer mehr wissen will, sucht ein Museum auf oder bleibt gleich zu Hause im Sessel seines Studierstübchens sitzen.

Eine großartige Leistung dieser Art werde ich in wenigen Monaten in Berlin beim Wühlen in der Bibliothek des Ibero-Amerikanischen Institutes bestaunen dürfen. Dort liegt eine großformatige Prachtausgabe der Übersetzung des wichtigsten Buches der Mayas ins Deutsche, des Popol Vuh. Diese Handschrift wurde um 1690 im Dominikanerkloster Chichicastenangos entdeckt und vermittelt die mythologischen Vorstellungen der Mayas.

Brandrodung in Uaxactún, fünf Stunden zu Fuß von Tikal entfernt. Dort hatten die Ausgrabungen bei meinem Besuch gerade begonnen. Millionen Mücken sind empört darüber und setzen sich zur Wehr.

Ich weiß nicht, was höher einzuschätzen ist: Die Veröffentlichung dieses Prachtwerkes noch kurz vor Kriegsende im Deutschen Reich, als es schon kein Zeitungspapier mehr gab oder die Übertragung aus der alten Mayasprache, die keine Schriftsprache kannte.

Ein unbekannter Indio, der in der Klosterschule gerade spanische Lettern zu schreiben gelernt hatte, hat also das gesprochene Wort, wie er es von den Erzählern hörte, in einer Art Lautschrift in spanischen Lettern niedergeschrieben. Leonhard Schulze-Jena, der Held dieser Übersetzungsarbeit, war nie in Guatemala, noch hat er je meines Wissens das gesprochene Maya-K'iché gehört. Er fand sich aber in diesem Kauderwelsch zurecht.

Nach zehn Tagen gilt auch mir das ausgerufene "Floreeeeeees!". Die mühsame Weiterfahrt zum Izabalsee wird anderthalb Tage dauern. Dort lockt mich der Hafen von Puerto Barrios, vor Ort dann sehr gedämpft diese Verlockung durch die Rangierlokomotive, die hinter dem Hotel unter meinem Zimmer die ganze Nacht die Schienen zum Aufkreischen brachte.

Von dort im kleinen Motorschiff nach Livingston, dem schmutzigsten Loch, das ich bisher sah. Nachts flitzten im großen Schlafrum die Ratten über den Fußboden. Von Baden im Meer keine Rede. Hier wird von Golfstrom und Passatwind alles am Strand angespült, was irgendwo in der Karibischen See ins Wasser geschüttet wird.

Ich schaue eine Weile einem Bootsbauer zu, wie er sich unter den Strandpalmen ganz allein ein kräftiges Kajütischerboot baut. Wie er aussieht, ein Nachfahre eines der von den Engländern nach British Honduras verbannten 5000 Kariben der Kleinen Antillen, ihrer tausendjährigen Heimat, aber natürlich den Rohrzuckerpflanzern im Wege. England brauchte Zucker im Tee.

Was gab es noch zu sehen? Einen toten Hund mit schwarzem Fell, den das Wasser angespült hatte, am Rücken liegend und den Rachen weit aufgerissen. Bis zu den Flügelansätzen waren in diesem Rachen Kopf und Hals eines ebenso schwarzen Aasgeiers verschwunden, der tief drinnen etwas Leckeres suchte, vielleicht die Leber. Kein Ausflug für Zimmerliche. Es blieb hinterher noch genug Zeit, das nächste Reiseziel anzupeilen.

Da entdeckte ich auf der Hafempier zwei alte Bekannte wieder: die schlanke Julia und die pummelige Lorena aus Nebaj. Sie hatten auch gerade das dreckige Livingston hinter sich gelassen und wollten nun die Rückfahrt über den Rio Dulce fortsetzen, ein Rio de la Pasión im kleinen.

Julia war vor lauter Mückenstichen, Wanzen- oder Flohbissen kaum wiederzuerkennen, das ganze Verführerische an ihr dahin. Lorena wird in den nächsten Tagen noch etwas abnehmen. Sie habe irgend etwas Falsches unterwegs gegessen und leide an Durchfall. Ich trete ihr meinen Vorrat an Imodium ab. Da wird ihr gesunder Appetit bald zurückkehren. Daß ich damit

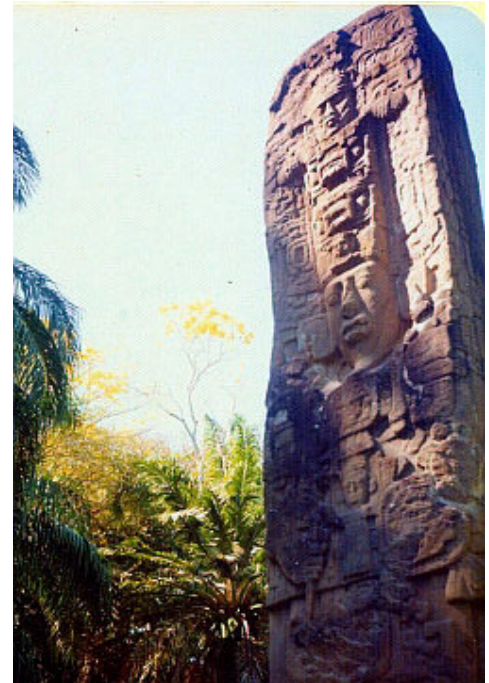


recht hatte, wird sie mir zu Ostern in "Xela" bestätigen, denn natürlich laufen die beiden dort auch das "Radar99" an.

Die Höhe der Denkmäler ist beeindruckend, aber auch die umgebenden Baumkronen in goldgelbem Blütenschmuck

Mein nächstes Ziel wird Quiriguá heißen, wo es bebilderte Steinplatten von 8 m Höhe geben soll, die die Archäologen aus Philadelphia wieder aufgerichtet haben. Das macht sie vielleicht eindrucksvoller, aber zum Betrachten der oberen Partien braucht man ein Fernglas. Viel mehr faszinierten mich bei diesem Bild die zitronengelben Blütenkronen riesiger Regenwaldbäume, im Hintergrund gut sichtbar.

Das Zusammentreffen mit Chris Jones hinter dicken Brillen und braunem, zurechtgestutztem Vollbart war gar nicht so einfach. Daheim in der Mietwohnung stand sämtliches Mobiliar einschließlich Frau Lesley mit ihren drei Kindern vor dem Haus, da es gerade wegen eingedrungenen Ungeziefers, Termiten, Mücken und Kakerlaken, vergast wurde. Grund genug, gemeinsam über ein solches Archäologendasein zu lachen. Da sie ohnehin nicht daheim zu Mittag essen konnten, lud ich alle samt Jones, sobald er von der Arbeit kam, ins nahe Gasthaus ein.



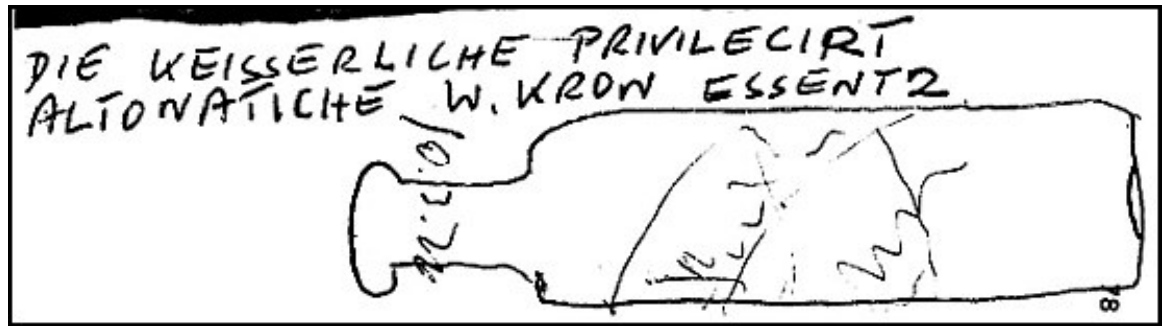
Davon trugen beide Seiten einen Gewinn weg. Was mir schon anderwärts auffiel, aber nicht verallgemeinert werden darf: Archäologen sind so in ihre Feldarbeit versunken, ins Ausmessen, Registrieren und Säubern des Gefundenen, daß der große Überblick darunter leidet. Es sei denn, die zweite Schiene dieser lizenzierten Schatzgräber heiße Kunstgeschichte und Völkerkunde. Chris war überrascht, was mir an Zusammenhängen auffiel, und es werden noch mehr sein, wenn wir uns rein zufällig in einer Woche im kleinen Museum von Copán an der Grenze zu Honduras vor der Plastik des Kleinen Maisgottes wieder begegnen.

Im Augenblick sehen die eifrigen Wühlmäuse alle gebannt auf die neu entdeckte Stela eines Sonnengottes. Chris lädt mich ein, ihn zur Arbeit zu begleiten. Da ich Gefallen daran finde, hänge ich zwei Tage an. Er zeigt mir, was sie gerade unter einem flachen pyramidenartigen Hügel herausholen. Da habe er doch vor ein paar Tagen an derselben Stelle ein schlankes Glasfläschchen gefunden mit einer deutschen Aufschrift, wie er glaubt. Ihn interessiert, was ich davon halte.

Wir lassen es uns von seiner Restauratorin im Scherbenlager zeigen. Das ist wirklich ein seltsames Fundstück. Auf dem 10 cm langen, farblosen Fläschchen steht, ins Glas geprägt: "Die keisserliche privilecirt altonatische W. Kron Essentz."

Keine Ahnung, was für eine Essenz das sein soll. Vielleicht enthielt die Flasche Salmiakgeist gegen Mückenstiche oder eine andere notwendige Medizin. Das ist nebensächlich. Die Flasche war jedenfalls leer und wurde von einem unbekanntem Umweltsünder achtlos weggeworfen. 100 Jahre später hat das Folgen.

Welcher Apotheker weiß Rat und kann helfen, hinter das Geheimnis des Inhalts zu kommen?



Unter "keisserliche" stelle ich mir eine Wiener K.K. Instanz vor. Die Flasche wurde in einer böhmischen Glasfabrik hergestellt. Nur dort kann das Deutsch so schlecht gewesen sein. Schlußfolgerung: Hier war während der K.K. Zeit ein österreichischer Forschungsreisender vorbeigekommen. So wird es jedenfalls jetzt über den Fund in den Ausgrabungsreport eingehen und das stimmt vielleicht sogar.

Christopher Jones von der University of Pennsylvania hatte sich mit Leidenschaft den Ausgrabungen im Petén gewidmet. Hier ungefähr fand er das Fläschchen, das sein österreichischer Kollege 115 Jahre vorher achtlos weggeworfen hatte.

Das Rätsel werde ich sehr bald gelöst haben. Um 1860 hat nämlich der österreichische Arzt und Forschungsreisende Dr. Habel Guatemalas Ruinenstätten abgegrast. Nebensächlich dabei, daß er tatsächlich auch in Quiriguá gewesen war. Sein Hauptverdienst: er hat die Weltöffentlichkeit zum ersten Mal auf die aus der Art schlagenden sehr frühen Steinskulpturen an der Küste bei El Baul, Bilbao und Cotzumalhuapa aufmerksam gemacht.

Das hat am Ende den Anstoß dazu gegeben, daß die schönsten acht Stücke seit 1881 in Berlin-Dahlem bestaunt werden können. Bis auf eins. Das fiel beim Verladen auf einen deutschen Frachter vor San José neben der Pier ins Meer und könnte dort von Tauchern bestaunt werden, wenn man nur wüßte, wo genau.

Dem preußischen Kulturbesitz war trotzdem ein enormer Gewinn zugefallen. Der Besitzer der Maisfarm, wo die Stücke gefunden wurden, hat sie sich hoffentlich gut bezahlen lassen. Das ging damals alles noch mit rechten Dingen zu. Da gab es noch kein Fragen unterm Grenzbaum: Was hammer denn mitgebracht? Ob es eine Abbildung der fehlenden Stela gibt, bevor die Seile rissen? Sonst wäre das nachlässig verlorengegangene Stück nicht nur ein Verlust für Preußen, sondern für die ganze Welt.

Alle Ehre dieser Entdeckung gebührt jedoch Graf Waldeck, der schon um 1819 die erste Zeichnung einer Cotzumalhuapaplastik anfertigte. Der hatte sich überall in Mayalanden herumgetrieben und hätte um ein Haar eine der schönsten Stelen aus Palenque erworben, wenn sich die Erbstreitigkeiten um das Privathaus nicht zu lang hingezogen hätten. Dort hatte sie der Vorbesitzer als Fassadenschmuck angebracht. Wollte Waldeck die Stela, müsse er vorher das Haus kaufen! Er wollte, aber die Erben waren zerstritten.

Ich fand in Merida, wo er lange gewohnt hat, den Nachdruck seiner Berichte auf spanisch. Verschnupft, wie er auf Preußen war, hatte er in seinem Testament verfügt, daß keinesfalls sein Nachlaß nach Berlin kommen dürfe. Die kaiserlichen Gesandten zogen nach seinem Tode ohne dessen Forschungsergebnisse mit leeren Händen ab. Nach so langer Zeit ist wohl zu hoffen, daß seine Hinterlassenschaft nun doch noch beim preußischen Kulturbesitz einen



sicheren Hort gefunden hat. Wie hätte er 100 Jahre vorher den Untergang des so gehaßten Preußens ahnen können!

Ich muß um Verzeihung bitten. Viel zu weit habe ich mich bereits von den schönen guatemaltekischen Trachten entfernt. Es ist klar, daß ich jetzt an Copán nicht vorbeikommen werde. Die minuziös dort herausgemeiselten Kleidungsstücke höchster Mayapriester und einer Fürstin sogar ließen vielleicht Motivvergleiche zur heutigen Tracht zu. Nicht in direkter Linie natürlich, aber nach alten Vorbildern nachempfunden.



Die Empfehlung, einen Abstecher nach Copán zu machen, kam von mir. Die noch vorhandenen Überreste der alten Herrlichkeit sind ein Kontrast zu Tikal wie der Dresdner Zwinger zum Kölner oder Aachener Dom. Da der Tempelbezirk bereits zu Honduras gehört, bietet sich eine abwechslungsreiche Weiterfahrt durch Honduras an mit einer Rückkehr nach Guatemala über San Salvador. Einheimische Trachten wird man dort allerdings vergeblich suchen. Um so prächtiger sind die in Stein gehauenen Mayafürsten in kostbare Stoffe und Felle gekleidet.

Ich werde ein paar Tage in Copán übernachten. Im Dunkeln durch die Straßen schlendernd, drückt mir ein Junge etwas aus hautglattem Ton in die Hand. Zehn Cents will er dafür. Ich kann es nicht erkennen, was es ist, aber ich fühle es und kenne es nicht nur aus Museen. Es ist gerade mit der Hand zu umfassen und hat eine apfelförmige Wölbung, auf der eine dicke Kirsche sitzt. Es fühlt sich so gut in meiner Hand an, daß ich es nicht mehr loslassen will und gerne zehn Cents für das Vergnügen zahle, es in der Hosentasche mit einer Hand zu lieblosen.

Der Ursprung dieser appetitfördernden Spielerei unter einem Kochtopf? Ja. Um 800 nach Christus wurden die gleichen rundbogigen Tontöpfe hergestellt wie heute auch noch. Nach der Innenwölbung zu urteilen, hat meiner ursprünglich etwa 40 cm an der weitesten Stelle gemessen. Da diese Rundbodenform unpraktisch abzustellen war, hatten sich Töpfer schon früh Dreibeinformen ausgedacht, die nichts mehr umwerfen konnte.



In der Hochblüte der Töpferkunst mußte hinter allem ein Sinn stecken. Einfach drei Beinstümpfe unten anbringen, wäre keinem Handwerker eingefallen. Sie nahmen sich die Frauenbrust als Lebensspenderin zum Vorbild. Jeder verstand: Die Vorräte würden in diesem Behälter nie abnehmen.

Sie machten sich die Arbeit auch nicht einfach. Sie formten vorher die drei ausgehöhlten Brustkappen und arbeiteten sie erst dann in den Topfboden ein. Damit sie beim Erhitzen über dem offenen Herd nicht Schaden leiden konnten, erhielt jede Wölbung noch ein Bohrloch. Jetzt kann ich mit zwei signifikanten Beutestücken weiterreisen, einer Frauenbrust und einem fetten Gott, wo ich doch täglich immer magerer werde vom wenigen Essen. Ein Entbehrungssyndrom? Psychologen vortreten!

Der Ballspielplatz von Copán soll hier für die anderen 660 stehen, die im mittelamerikanischen Raum lokalisiert worden sind. Die hohe Zahl weist auch auf die Anzahl der Niederlassungen hin, die irgendwann einmal unter ihren Fürsten oder Priestern von Bedeutung waren.

Das war kein Boccia- oder Boulespiel um die Frage, wer die nächste Halbe Wein zahlt. So spielte eines Tages der König von Xochimilco - heute ein beliebtes Ausflugsziel der Hauptstädter - gegen seinen Nachbarn Axayacatl um Kopf und Krage, verlor am Ende nicht nur den Kopf, sondern auch sein Königreich an die Azteken. (Der Schöngest hatte zwischen seinen schwimmenden Gärten zu kämpfen verlernt.)



Ich will jetzt die Rundreise hier nicht durch das ganze Honduras fortsetzen und erst über San Salvador nach Guatemala zurückkehren. Damit gerät auch die Erinnerung an die wunderbar blühenden Bäume zu kurz, dichte Blütenkleider in dottergelb, fliederblau oder rosenrot. Die Namen dieser Landschaftsverschönerer kenne ich noch nicht.

Anschließend finde ich endlich den Anschluß an bunte Märkte wieder und bin von der Formenvielfalt und handwerklichen Geschicklichkeit der einheimischen Frauen noch immer

begeistert. In der Hauptstadt halte ich mich diesmal nur wenige Stunden in den Außenbezirken auf. Ich glaube, ich brauche dringend wieder einmal einen Schweinebraten nach deutscher Art und keine Tortillas, sondern schlicht Kartoffeln dazu. Es hält mich aber nicht lange bei Eckerts. Nur die Filme gebe ich zur Entwicklung. Ich habe im South American Handbook gelesen, in eben diesem San José an der Küste, wo die Stela ins Wasser fiel, gäbe es die schönsten Mädchen Mittelamerikas.

Hintergründigen Gedanken ist nur schwer auf die Schliche zu kommen. War es nun das, und die halbrunde Errungenschaft aus Copán brannte mir nur schon zu lange in den Fingern oder die Spurensuche nach dem fetten Gott, der mir am Hals baumelt? Vor dem Museum in La Democracia hockte tatsächlich einer dieser feisten Kerle mit den Händen über dem vorgewölbtem Bauch. Die Steinfunde bis Izapa an der mexikanischen Grenze bei Tapachula hinauf wären anschließend allein schon die Reise nach Guatemala wert gewesen. Ein ganz anderer Götterolymp.

Nur San José blieb bis auf die Auskocherei am Strand mit den großen Töpfen voll leckerer Garnelen eine Enttäuschung. Immerhin wagte es eine Gruppe junger Mädchen in Tracht, ohne sich zu entkleiden, in die Fluten hinauszustapfen. Sie kamen wohl, da es Sonntag war, sich abzukühlen von der Hilfsarbeit in einer der Kaffeeplantagen der Küste.

Unheimlich war dabei nur, daß ein Guatemalteke von der Veranda seiner Ufervilla aus ganz in der Nähe mit der Pistole ohne Unterbrechung in Richtung auf eine riesige Haifischflosse schoß. Deren Besitzer zog Kreise um einen für immer auf Grund sitzenden Frachter. Aber natürlich waren da schon seit Jahren keine Schiffbrüchigen mehr für den Hai zu holen; aber vielleicht wüßte der, wo die verlore Stela abgeblieben ist.

Die schönsten Mädchen, das fand ich inzwischen heraus, sind nicht hier, sondern in San José de Costa Rica zu Hause. Wahrscheinlich handelt es sich dabei um den Nachwuchs der Kaffeeplanzeraristokratie, der ursprünglich mal Schweizerdeutsch redete oder heute vielleicht auch noch.

Es geht inzwischen auf Ende März zu. Staubig oder nicht, die ehemalige Hauptstadt Antigua und die Dörfer um den Atitlánsee herum sind fällig. Es wird für den Photographen eine aufregende Woche. Ob es die wundervollen Trachten der Frauen aus dem völlig zerstörten Chimaltenango sind, die hier in Antigua ein Einkommen suchen, oder alles, was es in Sololá am Markt zu bestaunen gibt, es ist so ganz anders als die Hochlandtracht bei Quezaltenango.

Außerdem ist Fastenzeit, der Markt wird von Stockfisch überschwemmt. Das Angebot an Webzubehör läßt sich nicht überbieten. Jeder ist so um seine Einkäufe bemüht, daß meine harmlos vor der Brust baumelte Rolle mit dem Einblickschacht von oben kein Aufsehen erregt. Vor der Leica steckt das Tele. Aus der Entfernung gezielt, glaubt niemand, daß er im Fadenkreuz steht. Das Klima ist wärmer hier. Kaffeeplantagenboden. (Bild 2, Zeile 09)

Am meisten beeindruckend, wieviele Frauen hier eine Tracht zur Schau tragen, die nagelneu zu sein scheint. Das viele Ellen lange Zopfband, zum Halo gewickelt, fordert geradezu heraus, eine königliche Haltung einzunehmen. Wohl auch bei anderen Frauen der schulterbreite Korb, den viele so leicht auf dem Kopf balancieren, als sei er mit Heißluft gefüllt. Ein Tzute, ganz nach der Regel gewebt, hält den Inhalt zusammen. Sie scheinen mit diesem Korb zusammengewachsen. Keine Frau nimmt ihn vom Kopf, wenn sie in die Knie geht und am Boden einen neuen Spinnwirtel testet. (Bild 1,2,3,4 in Zeile 10)

Erfreulicherweise halten hier auch die Männer noch an der überkommenen Tracht der Kaqchikeles und Tz' utujiles fest. Gut 300.000 sprechen noch diese Sprache. Die Bevölkerung scheint wohlhabender zu sein als im kargen Gebirge. Auf den wollenen Umhängetaschen, die sich die Männer selbst stricken, weil sie früher zu ihrer Kriegsausrüstung gehörten, darf ein Pferd nicht fehlen. So weit wirkt der Eindruck fort, den die spanischen Reitersleute zur Zeit der Eroberung des Landes hinterließen.



Der wärmende Lendenschurz aus weiß gepunkteter dunkelbrauner Wolle - genauso einer wie im entfernten Nahualá der K' iché, von denen die Kaqchikeles einst nur ein Ableger waren gehört zur Pflichtausrüstung jedes Mannes. Ihn gab es vermutlich schon vor Erfindung von Hosenbeinen. Hier wird er zur Erinnerung daran über der rötlich gestreiften, langen Hosen getragen. Natürlich ist auch der aufgestickte Umriß einer Fledermaus auf der Rückseite der lodenen Männerjacke kein Zufall. Es war das Stammeszeichen eines ihrer Anführer.

Sie sind hier noch traditionsbewußt. Sicher hat dazu auch die Übersetzung und Veröffentlichung der "Annalen der Cakchiqueles" beigetragen. Schreibgewandte Einheimische aus Sololá haben es noch im ausgehenden 15. Jahrhundert verfaßt. Sein Inhalt steht dem Popol Vuh nicht nach.

Je wärmer es wird, umso leichter die Tracht. Die knielangen dünnen Hosen der Fischersleute vom Atitlánsee werden von liebevollen Frauenhänden nur noch bestickt. Ihre eigene Bluse ist auch so leicht. Ich möchte gerne so eine bunt bestickte Hose kaufen. Die freundliche Stickerin gibt keine her, es sei denn, ich heirate sie vorher. Weben zu können hat den Wert von Aussteuer besitzen. Ich frage mich immer wieder, wo die Gesetze stehen, daß jeder hier im ganzen Land so gekleidet zu sein hat, wie es ein offenbar ungeschriebenes Gesetz vorschreibt. Bild 3 und 4, Zeile 09)

Der Atitlánsee, ausgebreitet vor seinem Vulkan, ist ein Juwel für die Augen

Panajachel am flachen Ufer des Sees ist eine Hippiehochburg für Ausgeflippte, was ihren Reiz nicht mindert, will man mit leeren Taschen den Einheimischen nahe sein. Wer erst einmal entdeckt hat, daß in Ufernähe warme Quellen unter einem sprudeln, will aus dem Wasser gar nicht mehr raus. Der Tag ist sicher nicht fern, wo das die schönste Villenlandschaft Mittelamerikas sein wird mit einem Hotel neben dem anderen und lautem Wassersport aller Art auf dem See. Da dürfte es Zeit sein, daß Vulkangott Atitlán oder Tolimán sich wieder einmal regen und räkeln.



Unverwechselbar ist auch dieses Hemd aus Nahualá. Es hat mich unterwegs zu den Dörfern gewärmt.

Aldous Huxley, der Engländer, dem es im südlichen Kalifornien schon besser gefiel als in seiner grauen Heimat, preist den See hoch über die Schönheit des Comosees hinaus. Da gehört - heute wenigstens - nicht viel dazu. Krönung auch meines Ausflugs ist ein Sonnenuntergang hinter dem Vulkankegel, der den See beherrscht, ein Anblick der kaum irgendwo vergleichbare Konkurrenz auf der Welt zu fürchten hat.

Diesmal schaffe ich es endlich auch nach Nahualá, diesem riesigen Wochenmarkt im kühlen Hochland. Rührend, wie auch hier die Töchter wie die Mütter gekleidet sind, und wie die Buben schon eine Puppenstubenausgabe ihrer Väter präsentieren. In der Nähe muß es einen harten Granitfels geben, dessen Reibflächen die ideale Unterlage zum Zerquetschen der Maiskörner am frühen Morgen bieten, nämlich kurz bevor das Backblech für die Tortillas über dem offenen Herdfeuer die richtige Temperatur hat. Diese Metateverkäufer versorgen von hier aus die Märkte im Land mit ihren schweren Reibsteinen und Reibrollen.

Neugierig ob das alles ist, was sie um die Hüfte tragen, nämlich den dunkelbraunen Wollschurz, entdeckte ich etwas bei einem am Straßenrand Hockenden und entschuldige mich

gleichzeitig hier für meine deplazierte Neugier. Zur Kleidung des gut angezogenen Herren aus Nahualá gehört ein kurzes weißes Baumwollhöschen, das von liebevollen Händen, wie ich wohl annehmen darf, mit kleinen roten Vögelchen aus Seide bestickt wurde. (Bild 1,2,3,4 in Zeile 05)

Der hiesige Quiché-Stamm, erfuhr ich später von Fritz in "Xela", ist für seine Dickköpfigkeit gegen alles, was von oben kommt, bekannt. (**Kaufte ich deshalb ein Nahualá-Hemd und trug es ?**) Vielleicht ein Überbleibsel aus der Zeit, als sie hier die Herren im Lande waren. Da habe doch die Regierung wie anderswo auch die Idee gehabt, die Lizenz für einen Schnapsladen auszustellen. Schnaps bringe Geld in die Steuerkasse.

Da zogen mit grimmiger Miene die Ortsvorsteher in den Präsidentenpalast in der Hauptstadt und verlangten zu wissen, wieviel Einnahmen der Staat sich davon erhoffe. Sie erfuhren es schätzungsweise. Ihre Antwort und dabei blieb es auch: Dann würde ihr Ort jedes Jahr diesen Betrag an die Regierung abführen, aber einen Schnapsladen gäbe es in ihrem Dorf nicht.

Der den ganzen Berghang bedeckende Markt nahm bis zum späten Nachmittag kein Ende. Ich hatte noch einen Bus nach Guatemala City zu erreichen. Zu schade, denn hier hörte ich zum ersten Mal zwei Marimbaspielder, die damit die Umstehenden erfreuten, ohne hinterher den Hut herumgehen zu lassen.

Der Weg zur Hauptstadt war nun nicht länger hinauszuschieben. Ich brauchte ein neues Ladegerät für mein Tonband, fand es dann auch. Zufällig lernte ich dabei einen ganz neuen Essensbrauch. Einer, der von der Küste mit Körben voll Ananas kam, hatte am Straßenrand die süße Frucht in dicken Scheiben auf sauberen Waxtüchern ausgebreitet und hoffte auf Kundschaft von solchen, die sich nicht scheuen, sich auf offener Straße von der Hand in den Mund zu ernähren.

Nur merkwürdig, alle Scheiben waren ausnahmslos dick mit rotem Pulver eingestaubt. Chili vielleicht? Ich frage. Natürlich, antwortet die Frau, aber ich solle keine Sorgen haben. Damit es nicht zu scharf sei, hätten sie die Ananas auch mit Salz bestreut. Ich probierte und übernahm gerne diesen Brauch, bis die Pulverflasche mit dem richtigen Scharfmacher - darauf kommt es an - leer sein wird.

Jetzt war also auch ein Besuch der unterirdischen Ausgrabungen von Kaminal Juyu fällig, der einst mit Teotihuacán schon eng verbunden gewesen Handelsstadt. Bei der deutsch sprechenden Direktorin des Botanischen Gartens der Universität ließ Frau von Poll keine meiner Fragen unbeantwortet, die sich auf der Fahrt durch das subtropische Guatemala angesammelt hatten. Hauptsache aber Tuncho, die große Buchhandlung. Das allwissende Buch über die indianische Webkunst von Lilly de Jongh Osborn ist jetzt mein. Es war höchste Zeit, den Horizont zu erweitern. In diesem Fall bedeutet das: in den Cuchumatanesbergen liegen für mich noch Perlen verborgen, von denen ich bisher nichts ahnte.

Fruchthüllen einer Palmenart, die an der Küste gedeiht, werden am Markt in der Hauptstadt angeboten. Die darin verborgenen, noch unreifen elfenbeinfarbenen Blütenstände dienen in Häusern und Kirchen als vorösterlicher Blumenschmuck.

Vor der Rückfahrt nach "Xela" noch eine Stärkung im bayerischen Restaurant. Neben dem Teller voll Sauerkraut mit Würstln und einem Münchner Bier dazu liegt aufgetürmt ein Berg neuer Bücher. Ich werfe zwischen zwei Bissen nur flüchtig einen Blick hinein.

Diesen Anblick hält eine junge Frau vom Nebentisch, eine mit ganz langem schwarzen Haar, wie es bei einer Bolivianerin nicht anders sein kann, nicht länger aus. Sie arbeitet hier seit einem Jahr in einem nordamerikanischen Institut an ihrer Diplomarbeit. Gesetzt den Fall, das Arrangement wäre umgekehrt gewesen und sie die Wißbegierige hinter dem Bücherberg, es hätte mich auch neugierig gemacht. Das Resultat war vorauszusehen. Sofía wird einen Platz in meinem Leben einnehmen.



Langsam rückt die Karwoche näher. Die Vorlesungen Nicholas Hellmuths über Mayavasen, Räuchergefäße und Hieroglyphen gehen zu Ende. Mein Gewinn dabei: Nichts geht über den Anblick jener bemalten, becherförmigen Vasen, die bei Ausgrabungen ans Tageslicht kamen. Eine Enzyklopädie der Mayawelt. Mehr ließ sich in gut zwei Monaten Guatemala nicht hineinstopfen. Ich muß zurück nach Quezaltenango. Meine Filme von der langen Rundreise sind längst abholbereit.

Karfreitag in Guatemala, da weiß man nicht, wo man den wichtigsten Feiertag der Indios verbringen soll. Am liebsten überall gleichzeitig. Tatsächlich zeigten sich die Einheimischen Quezaltenangos und seiner Umgebung zur Karfreitagsprozession in ihrer besten Feiertagstracht, also mit über und über mit Blumen bestickten Huipils über dem gewebten Grundmaterial der Bluse, die für sich alleine schon sehenswert ist. Bild 1 und 2, Zeile 01)

Dieser alte Wickelrock aus Quezaltenango in dezenten Farben zeigt die doppelte Ikattechnik in einer feinen übersichtlichen Art. Tempi passati. Es gibt sie nicht mehr.

(Dieses Schaustück stammt aus der Sammlung MARI der Tulane University in New Orleans)



Pomphaft im wahren Sinne sind die Pompons, also die riesigen knäulartigen Quasten an den dunkelgrün und violett längsgestreiften überbreiten Schals, die hier perraje heißen. Sie sind, über dem Kopf zusammengelegt,

gegen die Sonne gut, eingehüllt darin gegen jedes Wetter. Locker links über die Schulter geworfen, weiß ein junger Mann, die Trägerin ist noch frei.

So beeindruckend auch das Mitleiden an Christis Passion ist, es ist auch ein Feiertag, an dem sich endlich wieder einmal alles, das sich kennt, in der Stadt trifft. Den Kindern werden Bonbons oder ein Luftballon gekauft, die Erwachsenen leisten sich etwas Ausgebackenes oder ein Tellergericht, wie sie es selbst zu Hause nicht anrichten können.

Der so verspielt wirkende Tzute aus Zunil hier rechts ist vielleicht um 1970 gewebt worden. Als Allerweltstuch für jeden Zweck werde ich es über den Korb meiner Erinnerungen an Guatemala breiten. im Detail: Hahn, Henne und Küken, ein Familienidyll.

(Sammlung MARI)



Als sei es absichtlich so eingeteilt, findet in Zunil die große Prozession von der Kirche durch den Ort und wieder zurück erst am Karsamstag statt. Alle Mitglieder der Frauenkongregation sind bis zur Grenze des Erträglichen aufgeputzt. Mit Blumengebinden auf dem Kopf gehen sie neben dem gläsernem Sarg her, durch dessen Scheiben ein liegender Christus sichtbar ist. Keine Kreuzigung Christi mehr, sondern eine Grablegung also. Morgen wird Auferstehung sein. Da es hier nicht sonderlich warm ist und die Röcke kurz,

hüllt sich die gesamte weibliche Bevölkerung in ihre knallroten oder violett gefärbten mantelartigen Schals, hinter denen sie bis auf den Kopf ganz verschwindet. Kein Platz Guatemalas mit soviel starken, knallroten Farben. Darüber nur das rundliche Gesicht unter dem schmalen, aber langem Zopfband in Rot und viel Gelb, ohne das keine Frau hier denkbar ist. Dieser 17. April, auch noch mein Namenstag, alles Rot in Rot, wird mir in Erinnerung

bleiben. Richtig lustig, wie lang sich so ein Ausflug über die Weihnachtsfeiertage ausdehnen kann. In einer Woche sind vier Monate voll.

Die Osterfeiertage sind jetzt vorbei. Ich quartiere mich in „Huehue“ ein. Es ist für Ausflüge in die Cuchumatanesberge eine gute Basis. Sofía kommt noch einmal eine Tagereise weit aus der Hauptstadt, die meiste Zeit stehend. Wir besuchen anschließend die Märkte der näheren Umgebung. Hier wird Mam gesprochen. Huehuetenango, wie es offiziell heißt, das bedeutet ja nichts weiter als der Ort, wo die Alten wohnen, ein ganz altes Volk also in den Augen der Azteken Mexikos.

Sofía, die selbst aus einem Land voll buntem Brauchtum kommt und ihm mütterlicherseits blutmäßig tief verbunden ist, erlebt diese bunte Trachtenwelt vielleicht mit abgeklärten Augen, aber genauso beeindruckt von der Anhänglichkeit der "inditas" an die costumbres ihrer Welt.

Wir unternehmen einen Tagesausflug nach Aguacatán, das am Fuß des Gebirges liegt. Im überdachten Markt finde ich das, was mir noch vor der Abreise fehlte, nämlich die richtig geräucherte Sorte Chilipulver. Bei dieser Gelegenheit staune ich über die abgehärteten Augen des Mädchens, das uns bedient. Uns überschwemmen Tränen das Gesicht, kaum kommen wir den Chilischotensäcken nur nahe. Die Verkäuferin versteht das überhaupt nicht.

Was mir an ihr gefällt, ist das breite lange Zopfband, mit drei auffallenden Pompons an jedem Ende, die das Gesicht der Trägerin jeweils über den Ohren wie dicke Anhänger schmücken. Bei einer Trödlerin finde ich anschließend gebrauchte Bänder, weißbrotweiß gestreift mit hineingearbeiteten Zickzackmustern und jeweils zwei schnäbelnden stilisierten Vögeln. Ich hatte die Wahl, aber die Darstellungen glichen sich im wesentlichen.



Sofía ist Zeuge. Dieses Zopfband war kein erobertes Beutestück



Wie von der Seite gut zu sehen ist, hält ein über den Hinterkopf laufender Teil des Bandes den umwickelten Zopf in seiner Stellung fest.

Alle Frauen in Aguacatán tragen ihren Zopf so. Leider bot sich meiner forschenden Neugier keine Gelegenheit, bei der morgendlichen Toilette dieser Schönen hinter das Geheimnis ihres Kopfputzes zu kommen. Ich kann das Rezept nicht verraten, und ich kann mir auch nicht vorstellen, wie eine Frau ohne Hilfe alleine mit dieser Arbeit fertig wird. Die Heiligenscheinzopfbander vom Atitlánsee sind imposanter und irgendwie wie von Adel, aber diese hier sind lieblicher und pfiffig zugleich. Ich werde das schöne Stück auf meinem Boot neben das Bücherfach über dem Schreibtisch hängen. Dort sehe ich es alle Tage. Das Band ist gut 2,30 m lang. Soviel ist nötig zum dichten Umwickeln des Zopfes, der darunter völlig untergeht.

Die farbigen schmalen Borten, die das dünne Blüschchen des Mädchens schmücken, verraten es schon: Wo die Trägerin lebt, ist es warm. Nicht fehlen darf das Klapperschlangemuster um den Hals zur Erinnerung an den Sonnengott.

In diesem so abseits gelegenen Ort wird übrigens eins der ganz seltenen Mayaidiome gesprochen, Ahuacateco. Das Wort steckt natürlich auch schon im Ortsnamen Aguacatán und gehört ebenso wie Ixil zur Sprachfamilie der Mam.



**Was für einen angenehmen Gast habe ich diesmal !
Einen, der sich nicht nur in unsere inditas verguckt,
sondern auch an ihrer Sprache Gefallen findet.
Wenn der keine Chancen hat !**

Unterwegs nach Todos Santos Cuchumatanes

Ich habe jetzt, nachdem Sofía an ihr Ernährungsinstitut zurückgekehrt ist, noch zwei anstrengende Tagesausflüge vor. Anstrengend, weil die Busse ins Gebirge schon um 5 Uhr früh losfahren. Heute habe ich für einen Dollar die Fahrt nach Todos Santos gebucht. Höhenunterschied von 1450 auf 2450. Der Ort und die Straße dorthin sind auf meiner Touristenlandkarte von 1974 noch gar nicht eingezeichnet. Nicht zuzumuten, die Anfahrt.

Bub, mir gefällt dein Umhängebeutel



Der Fahrer probiert bereits das Lämpchen unter der Plastikmuttergottes aus. Sie funktioniert.

Hoffentlich seine Bremsen genauso gut. Zwei Stunden kurvenreiche Strecke mit erschreckenden Tiefblicken, aber auch wunderschöner Aussicht wegen der klaren Luft auf die Vulkangipfel in weiter Ferne. Besonders der Santa Maria hinter Quezaltenango und Zunil erhebt sich hoch über das Nachbargebirge. (Bild 1,2,3,4, Zeile 12) Zuletzt noch tief ins Tal hinein. Um Kirche und Marktplatz herum unter dicken Strohdächern versteckt niedrige Wohnstätten. Haus zu sagen, ist schon zuviel. (Bild 1,2,3,4, Zeile 12)

Die Frauen von Todos Santos weben bei Kerzenlicht in ihren strohgedeckten Häusern, weil es draußen dazu zu kalt ist. Trotzdem können sie noch lachen. Weben ist das halbe Leben.



Ich steige ein Stück über den Ort hinauf. In der Nähe seien Mayaruinen. Ein Ballspielplatz. Der Name sei Ixcán. Der Junge, ein richtiger Frechdachs, korrigiert mich. Der Name sei Tecún Machún. Das ist wohl der Name in Mam. Es ist nicht viel davon da.

Vor langer Zeit hat hier im Ort Maud Oakes, eine amerikanische Anthropologin, einige Monate lang gelebt und die seltsamsten Erfahrungen mit einheimischen Medizinmännern gemacht. Das hat sie sogar in Lebensgefahr gebracht, weil ihr Benehmen wohl auf bestimmte Bewohner wirkte, als brächte sie Unglück übers Dorf. Immerhin fand sie heraus, der 260-Tage-Zeremonienkalender sei auch hier noch in Gebrauch, die Bindungen nach hinten in vergangene Jahrhunderte seien nie ganz abgerissen. Kein Wunder eigentlich, da auch die Mayasprache hier weiterlebt. Leider konnte ich in der Hauptstadt nur einen kurzen Blick auf ein privates Exemplar ihres längst vergriffenen Werkes werfen: "Das Kreuz von Todos Santos."

Die dicke Machart und die geometrischen Muster der Beutel aus Todos Santos sind einmalig und waren in den Siebzigerjahren sehr gesucht. Heute gibt es längst keine alten mehr. Mein Fundort: Beim Dorftrödler.



Rechts die beiden Fröhlichen haben mich bis zum Bus begleitet. Ich nannte sie auf deutsch Don X-Bein und Don O-Bein. Sie wollten nichts von mir. Ich hätte auch kein Wort verstanden.

Warum ich bisher noch kein Wort über die einmalige Tracht der Ortsbewohner gesagt habe? Weil alle hier so gekleidet sind, Männer, Frauen und Kinder. Wohin ich mich wendete, da standen sie in ihrer farbenfrohen Kluft. Durch welche Haustür ich die Nase steckte, da knieten sie am Boden und webten an der gleichen Tracht vor sich hin. Details beschreiben zu wollen, macht wenig Sinn. Worauf ich immer achte: auf die Verzierungen am Halsausschnitt des Huipils. Schlangenartig verschlungene Linien sind nicht selten, Erinnerungen an Klapperschlangensymbole. Diese sind wiederum Symbol für den Sonnengott.



Alt und Jung, alle tragen dieselbe Tracht. Das Photo könnte im Auftrag des Turismo-Büros gemacht sein. Diese genießen sich aber 30 Jahre später nicht, die Imitationen alter Trachten von jungen Frauen vorführen zu lassen, denen kein Tropfen indianisches Blut in den Adern fließt. Bilder wie aus dem Modejournal.

Das erhebt den Kopf der Frau, der aus dem Huipil ragt, zu göttlichem Rang und nicht nur hier in Todos Santos, sondern in fast jeder Tracht. Strahlenförmig vom Halsausschnitt weglaufende, eingestickte Sonnenstrahlen lassen keinen Zweifel am Vergleich des Frauenkopfes mit der Leben spendenden Sonnenscheibe.

Das Überleben der Maisbauern hängt von einer guten Ernte ab. In schlechten Zeiten erinnern sich überall die Menschen leichter an ihren Gott und die Kirchen sind voller. Die Mayafrau betrachtet ihren Huipil nicht als ein Kleidungsstück, sondern als eine Art zweiter Haut. Deshalb webt sie ihn sich selbst. Huipils, die in den Handel gelangen, sind seelenlos, könnte man sagen. Ihnen fehlt der göttliche Segen.

Das Glück ließ mich vor einem Haus mit der dort lebenden großen Familie ins Gespräch kommen und sie nach Herzenslust photographieren. Sie hatten ihre allerbeste Tracht an, so sie überhaupt eine zweite in Reserve besaßen. Sonst war sie einfach frisch gewaschen. Sogar Schuhe. Heute nachmittag würden sie noch mit dem Bus ins Tal fahren und morgen am Usumacintafluß oder in seiner Nähe für ein paar Monate auf einer Maisfarm arbeiten.

Sie zeigten mir das kleine Feld um ihr eigenes Haus. Da gediehen die hochgelobten Kartoffeln von Todos Santos und das in nächster Nachbarschaft zu jungen Maisstauden. Sie konnten ihr Feld bis zur Ernte sich selbst überlassen. Ob diese Menschen dieselben sind, wenn sie aus dem Tiefland zurückkehren?

Das Schwitzbad ist zum Platzangst-Kriegen

Gelobt sei, was hart macht !



Das Schicksal erlaubte es mir, gut zehn Jahre später ein zweites Mal vor diesem Haus zu stehen. Der Mann war an jenem Tag leider nicht da, alle Kinder längst aus dem Haus. Dafür drängten sich zwei weitere, die inzwischen auf die Welt gekommen waren, an die Mutter. Ein erschütterndes Bild, was die zehn Jahre hartes Dasein aus dieser Frau, die einmal lachen konnte, gemacht haben. Ich kann das Bild nicht herzeigen.

Wir waren heute beinahe hinter jedem Haus eigenartige, mit Erde aufgeschüttete Hügel aufgefallen, iglooartig und mit einem sehr engen Durchschlupf in diese Höhle. Zum Größenvergleich diene die Garnhaspel.

Wer in diesem Loch rechts oben den kochenden Wasserdampf übersteht, sobald über die im Inneren befindlichen glühenden Steine Wasser gegossen wird, dann unter dem niedrigen Maulwurfshügel bis zum Kreislaufkollaps ins Schwitzen gerät, anschließend noch in die sehr kühle Nachtluft tritt und einen Kübel eiskalten Wassers übergegossen kriegt, der bleibt gegen jeden Schnupfen gefeit oder hat schon vorher das Zeitliche gesegnet. Das Mayawort für diese Art Schwitzbad wird noch verwendet; diese Höhlensauna ist hier im Gebirge ein Jahrhunderte alter Brauch, existierte aber auch im Tiefland und sogar in Tikal.

**Ich habe mich extra umgedreht,
denn ich will auch was von der Landschaft sehen**

Einst ist aber sicher:

Das ist kein Klima für einen fast Nackten wie mich



Wenn die Sonne geht, wird es kalt in Todos Santos

Qualm steigt unter den kaminlosen, schweren Dächern hervor. Unendliche Ruhe liegt über dem einsamen



Hochtal. Nur auf abgelegenen Hochalmen in den Alpen kenne ich ähnliches. Dort aber nur einen kurzen Sommer lang, nicht das ganze Leben

Auf der Rückfahrt von Todos Santos ist die Fernsicht überwältigend, aber auch der Tiefblick. Die Landschaft ist bis zu den Bergkämmen hinauf mit milpas, also mit Maisfeldern bedeckt. In der Ferne ragt einer der vielen Vulkane in den blauen Himmel (Das alte Photo trägt. Er ist



wirklich blau.) Es dürfte der Tajomulco sein, 4220 m hoch. Wie Perlen an einer Schnur reiht sich entlang der Westküste Mittelamerikas ein Vulkan an den anderen. Ganz unten die staubige Straße, die mich wieder in endlosen und engen Kurven über abschüssigen Berghänge zurück nach Huehuetenango bringt.

Abschied von den Cuchumatanesbergen



Ein letzter Blick aus dem Busfenster während der Fahrt. Zwei Kinder winken mir zu. Die gerade aufgestiegene Sonne wirft lange Schatten über diese fremdartige Landschaft. Sie hat noch so etwas Unverfäschtes an sich hat wie einsame Alpentäler vor langer Zeit.

Einen letzten Wunsch will ich mir heute erfüllen: San Mateo Ixtatán

Der Bus fährt schon um 3 Uhr früh los. Die Fahrtzeit sei gut 5 Stunden, der Ort liegt so hoch wie Todos Santos, also auch 2500 m. Heute sei Markttag in San Mateo Ixtatán. Da kann ich nicht früh genug dort sein.

Diese Fahrt bietet mehr als die gestrige, nicht nur an Länge, sondern auch an neuen Eindrücken. Mir scheint, es geht zum Ende der Welt. Bei erstem Tageslicht kurze Rast in Santa Eulalia. Frauen treten näher, die Bekannte im Bus erkennen. Ich kann sie, ohne aufdringlich zu sein, mustern. Diese Tracht sticht von allen vorher gesehenen ab. Eigenwillig, das dünne rosa Seidenband zum Zopfbändigen. Auffälliger und auch erstmals hier gesehen, ein leichter weißer und kreisrunder Poncho aus Baumwolle. Sein Radius ist so groß, daß er über die Schulter hinaus den Körper bis zu den Ellbogen hinunter versteckt. Sieht ganz biedermeierlich aus. Mit Nadel und Faden applizierte dünne farbige Bänder, teilweise in Zickzackmustern, schmücken, vom Hals ausgehend, in immer weiteren Ringen diesen im warmen Klima gut brauchbaren Blusenersatz. Ein Vergleich zum Sonnenhalo liegt nahe. Das Zickzackmuster erinnert wie überall an die Rückenzeichnung der Klapperschlange, dem Symbol des Sonnengottes par excellence.

Dann klettert unser Bus wieder in die Bergregion, diesmal aber durch dichtesten Steineichenwald. Nebelfetzen hängen zwischen den bemosten Bäumen, kaum fällt Licht bis zum Boden. In dieser Kalthausatmosphäre, könnte ich mir vorstellen, ist der Quetzal zu Hause. Dann bleiben alle Bäume zurück. Abgeerntet als Feuerholz. Das hat seinen Grund. (Bild 1,2,3, Zeile 08) Ich steige als einziger Fremder im Ortszentrum von San Mateo Ixtatán aus dem Bus. Gleich daneben beginnt der teils überdeckte Markt. Viele fahren noch zur Arbeit nach Barillas weiter. Dort beginnt die tiefer gelegene Plantagenregion, also der Maisanbau.

Der Anblick ist umwerfend. Jede Frau, und sie sind hier zu Dutzenden, wandelt wie eine aufgeputzte Sonnenscheibe von Stand zu Stand oder sie steht hinter ihrer Ware und ist genauso gekleidet. Dazwischen junge Männer in lodenähnlichen Hemden aus sehr dunkelbrauner, fast schwarzer Schafwolle, die es nur hier gäbe. Die 15.000 Einwohner sprechen Chuj, eine eigenständige Mayasprache. Sinnlos, eine Verständigung zu versuchen. In diesem Ort San Mateo wiederholt sich in einer Ausführung, die wärmer hält, der in Santa Eulalia schon gesehene dünne Umhang aus leichter Baumwolle.

Der optische Eindruck ist verwandt dazu: Sonnenscheiben, Halos, Sternenhimmel. Nur in einer verschwenderischen Verlängerung, gut gegen die Kälte.

Die Fleißigeren unter ihnen haben in den unteren Teil noch Berg- und Wiesenblumen in freundlichen Farben eingestickt. Ein Quetzal ist nicht dabei. Alle Frauen laufen barfuß.



Leider kann ich nicht enträtseln, wie der Zopf unter dem einfarbigen Kopftuch geflochten ist. Diese Kopftücher zeigen meistens verwaschene Farben in Goldgelb oder von Blau bis Violett. Himmelsfarben? Es würde zum Planetenhuipil passen. Der Zopf wirkt sehr umfangreich, ja, richtig „aufgetürmt“. Wo mir das Kopftuch einen kleinen Blick darunter erlaubte, vermutete ich, da sei ein langer farbiger Wollstrang als dritter in den Zopf hineingeflochten. (Vergleiche Bild 1, Zeile 07 in Nabaj !)

Mir scheint, am Markt wird alles in Blöcken verkauft. Da türmt sich dunkelbraune eingedickte Molasse von der Küste als Zuckersatz in Ziegelsteinform. Da liegen aber auch ziegelförmige Rohseifenstücke, die nicht viel anders aussehen und da häufen sich auf den Tischen unförmige Salzbrocken.

Die Salzgewinnung hier steht in engem Zusammenhang mit den sehr dünnen, großen und weiten Schalen aus rotem Ton, die auch auf eine Käuferin warten. Die einzige Bestimmung dieser Schalen, nach dem ersten Gebrauch zerschlagen zu werden. Die Bevölkerung verdient seit Menschengedenken ein bißchen Bargeld bei dieser Salzgewinnung, die mir, aus der Nähe betrachtet, unfäßbar erscheint.

Da entspringt weit unten unter dem Ort eine sehr salzige Quelle. Die Leute tragen von dort in Krügen die Salzsole bis zu ihrem Haus hinauf und entleeren sie in einen ausgehöhlten Baumstamm. In diesem Trog soll die Flüssigkeit durch Verdunstung immer konzentrierter werden. Das dauert viel zu lange in dieser Kälte hier oben.

Also erhitzen sie über offenem Feuer Steine bis sie gühen und werfen sie in den Trog, worauf etwas Wasser verdampft. In einem zweiten Prozeß wird das Konzentrat in einen dieser nur einmal benutzbaren großen Tongefäße umgefüllt, diesmal von einem ständigen Feuer kochend gehalten und immer wieder das verdunstende Wasser durch Nachschub aus dem Holztrug ergänzt. Das alles kostet natürlich Holz, und das wächst schon lange nicht mehr in der Nähe.

Irgendwann besteht der Inhalt zur Hälfte aus einem Block kristallierten Salzes. Der wird zerschlagen und der Inhalt zum Markt getragen. Wie schon beim Wanderhändler von Tontöpfen einmal festgestellt, das menschliche Leben und die Arbeitszeit haben keinen Preis.

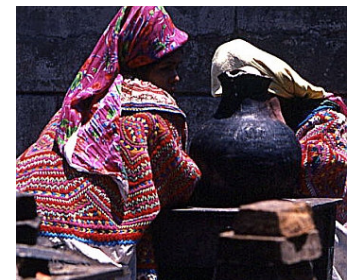
Wovon noch keine Rede war: vom Brennholz. Mir wurde es abends in der Pension erklärt. Die Leute laufen zu Fuß bereits zwei Tage weit, bis sie brauchbares Brennholz in genügender Menge eingesammelt haben. Dann bringen sie es nach Hause. Da möchte man ihnen von hier aus einen Container voll erstklassigem Kochsalz schicken. Nur das nicht! Wovon leben dann die Leute, die jetzt an dieser Art Salzgewinnung eine kleine Summe verdienen!



Am verschlissenen Huipil der rechten Frau ist leicht zu erkennen, wer hier vom Salzverkauf leben muß

Wohinn ich blicke, eine Frau ist wie die andere gekleidet.

Die Zeit vergeht zu schnell. Jetzt müßte ich eigentlich schon



zurückfahren. Der Bus kommt aus Barillas, einem Zentrum der Farmwirtschaft jenseits des Gebirges gegen das flußreiche Tiefland zu. Er ist rammeldicke voll. Soll ich die nächsten fünf Stunden stehen im Bus? Ich werde einfach heute hier übernachten, dann mit dem Frühbus morgen nach Barillas fahren und dort als einer der ersten im selben Bus sitzen und eine noch zwei Stunden längere Rückfahrt antreten, aber auf einem von mir ausgesuchten Platz. Das erlaubt mir heute noch, mich weiter umzusehen, und ich bedaure es nicht.

Am meisten Aufmerksamkeit fordert die innen ganz nackte Kirche von sich und im Gegensatz dazu ihre Spielzeugfassade in Puddingfarben aller Geschmäcker. Ein paar Jahre früher war sie waldmeistergrün getüncht.



Gut 50 m weit weg und ihr genau gegenüber erhebt sich im Freien ein fast ebenso hohes nüchternes, schwarzes Holzkreuz. In den Alpen würde man Wetterkreuz dazu sagen. Siehe Photo! In Anlehnung an Maud Oakes Buchtitel „Das Kreuz von Todos Santos“ und dessen Sinndeutung möchte ich es "Das Kreuz von San Mateo“ nennen. Beiden Titeln liegt dieselbe vorkolumbianische Bedeutung des Kreuzes zu Grunde. Sie hat nichts mit dem christlichen Symbol zu tun und wurde deshalb in den Händen der Spanier so unheilvoll von den Ureinwohnern mißverstanden. Auch ohne die Gesundbeterin unter dem Kreuz würden die Aschenreste verraten, hier wird noch zu den alten Göttern gebetet. Wie in Chichicastenango geschieht das auch hier bei Tage, meistens aber nur noch heimlich und bei Nacht. Bald kommen weitere Frauen dazu und zünden ihr eigenes Räucherfeuerchen an.

Sie umwickeln auch hier wie in Nebaj ihren langen Zopf mit farbigen Garnsträngen und türmen das Gebilde auf den Kopf. Das Kopftuch hält es dort fest.



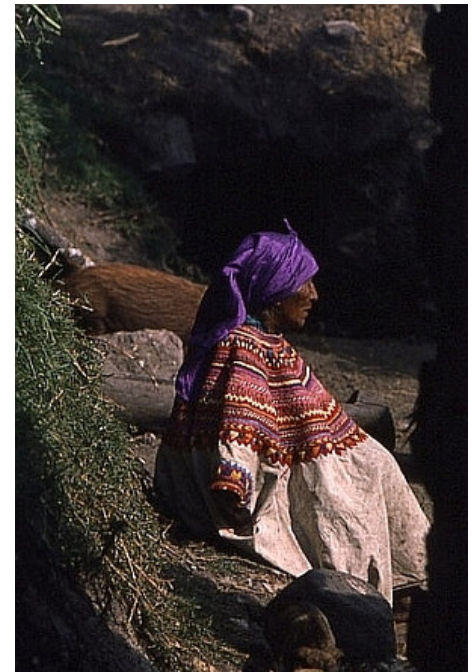
Eine Gesundbeterin verläßt sich lieber auf das heidnische Kreuz ihrer Vorstellung als auf die gegenüberliegende katholische Kirche.

Am Kopfschmuck dieser alten und armen Frau finde ich endlich die Lösung, was sich unter dem

Allerweltskopftuch befindet, das jede Frau im Ort trägt.

Ich möchte in keines der düsteren, mit Schindeln gedeckten Häuser eintreten, an denen ich unterwegs vorbeikomme. Bisher erschrak ich jedesmal beim Anblick dieser fast leeren Wohnhöhlen. Trotz allem, in jeder davon sind ein paar wandelnde Sonnen in sauberer Kleidung daheim.

Die müde Frau aus San Mateo Ixtatán genießt die letzten Sonnenstrahlen im Abendlicht vor der Schwitzbadhöhle. Hinter ihrem Rücken frißt ein braunborstiges Schwein gerade einen Kürbis leer.



Ein in der Nähe liegender Hügel scheint ein Geheimnis zu bergen. Er entpuppt sich



tatsächlich als Überbleibsel alter Mayaherrlichkeit, die auf meiner Karte nicht verzeichnet ist.

Für eine der wandelnden Sonnen, wie vorn auf dem Fußweg zu sehen, geht es nun vom Markt wieder nach Hause.

Die niedrigen Häuser sind mit Schindeln gedeckt. Sie müssen alt sein, denn Holz ist heute selten geworden.

Er soll astronomischen Beobachtungen gedient haben. Was mag vorher dagegewesen sein, das Heiligtum oder der Ort? Die Landkarte läßt ahnen, warum sich hier oben in der harschen Gebirgslandschaft überhaupt Menschen niedergelassen haben. San Mateo liegt auf halbem Weg zwischen den großen Mayasiedlungen im Petén und im Usumacintaflußgebiet auf der einen Seite und dem großen Tempelbezirk bei Huehuetenango,

Zaculeo. Damit also liegt es auch auf halbem Wege nach Teotihuacán und Tenochtitlán. Die Quetzalfedern, die damals den Kopfschmuck der Aztekenkönige verschönten – Das Beutestück liegt heute in Wien – kamen vermutlich aus dem kühlen Regenwald dieser Gebirgslandschaft. Hier ist der Quetzal zuhause.



Bevor ich das Land verlasse, noch kurz einen Blick darauf, wie es passieren konnte, daß so viele Menschen beim Erdbeben ums Leben kommen mußten.

Das weiter unten abgebildete Haus in Nebaj lag gegenüber der Pension der drei Schwestern und sah auch nicht anders aus, und so sehen die einfachen Häuser in allen Dörfern aus.

Es fehlt ein Holz- oder Betongerüst, das den schweren Dachstuhl trägt. Die nur in der Luft getrockneten Lehmziegel der Wände zerfallen, sobald ein Erdbeben daran rüttelt, zu Staub. Der Dachstuhl stürzt herab und erdrückt die darunter Schlafenden.

Will man auf die warmhaltende Wirkung der dicken Lehmäuern nicht verzichten, ist so ein im Erdboden verankertes tragendes Gerüst erforderlich und statt der schweren Ziegel ein leichter Baustoff. Das alles kostet Geld. Die Lehmziegel stellt jeder Hausbauer selbst her.

In Chileverde sah ich kein beschädigtes Haus. Dort bestanden die Hauswände, wie auf den Photos gut zu sehen war, aus einem mit Weidenzweigen geflochtenen Holzgerüst aus dünnen Baumstämmen. Das Flechtwerk wird zuletzt mit einer dicken Schicht Lehm beworfen. Nach dem Unglück waren alle klüger.

Das war ein langer Tag. Es gab zum Glück eine kleine Pension, die einzige im Dorf und für 50 Cents. Am nächsten Morgen läuft alles so ab, wie geplant. Bis auf die Dummheit von mir, beim Tortillaverschlingen in Barillas die von Chili rinnenden Tränendrüsen mit meinen Fingern trocken zu wollen. Schlimmeres kann man sich kaum antun. Das war am Markt und es gab zum Glück ganz in der Nähe einen, der Klopapier verkaufte. Ich brauchte die ganze Rolle, mein verheultes Gesicht immer wieder zu trocken und das eine Stunde lang.

Abends dann in "Huehue" meine sieben Quetschen einsammeln. Zaculeo brauche ich kein zweites Mal. Die Bilder davon sind abschreckend genug. Hier hat die United Fruit Company aus schlechtem Gewissen oder in guter Absicht den weiträumigen Tempelbezirk faustdick mit hinterher weißgekalktem Beton einzementiert. Hätten sie ihn wenigstens auch noch in

Himbeerfarbe zu einem Ableger Walt Disney Lands erklärt. Beim freundlichen Apotheker, der offiziellen Vertretung Mexikos in „Huehue“, kriege ich mein neues Touristenvisum für dieses Land. Es ist Ende April. Ich werde diesmal ganz bestimmt den erlaubten Monat nicht wieder überschreiten.



Maiskorn für Maiskorn vom „choclo“ herunterzupopeln, ist ein schöner Zeitvertreib für unterwegs

Auf der mehrstündigen Fahrt zum Grenzposten bei La Mesilla durch ein langes Gebirgstal überfällt es mich wehmütig an den Bushaltestellen, wo Frauen in Tracht wieder gekochte Maiskolben anbieten oder neben der Straße irgendwo beim Schafhüten ihr Gurtwebgerät zwischen sich und einem nahen Baum aufgespannt haben und in ihre Arbeit vertieft sind.

Bei Colotenango wäre die Abzweigung nach Cuilco und Tectitán gewesen, tief drinnen in der Sierra Madre. Die Ortschaften tragen Namen der Mexica wie alle entlang der Einfallstraße Alvarados, aber hier in Cuilco stirbt gerade das Tectiteco, ein vergessener Mamdialekt. Die zweitausend Alten, die ihn noch sprachen, handelten vielleicht weise, als sie ihre Kenntnis nicht mehr an ihre Kinder weitergaben. Sie sollen Castellano lernen. Damit kommen sie im Leben weiter.

Ich erinnere mich noch gut an den Tag, als ich, von Tapachula kommend, unten an der Küste entlang, diese wundervoll farbig gekleideten Frauen zum ersten Mal sah. Viele mehr habe ich seitdem gesehen, aber nur einen Bruchteil von dem, was es auf allen Märkten des Landes zu sehen gegeben hätte. Der Bus rollt. Auf der noch viele Stunden dauernden Fahrt nach San Christóbal de Las Casas überfällt mich der lange zu kurz gekommene Schlaf. Hoffentlich den Chauffeur nicht auch.

Noch einmal wird es einen Anknüpfungspunkt an Vergangenes geben. Im Hause Frans Bloms zeigt mir seine nun schon fast 75 Jahre alte Witwe die Bibliothek am nächsten Morgen. Da steht doch in einem Regal und nur so zum Herausnehmen Maud Oakes Buch "Das Kreuz von Todos Santos". Sie, die ehemals Schweizer Völkerkundlerin und begnadete Photographin, lebt schon 30 Jahre lang hier im südlichsten Teil Mexikos und hat der Welt durch ihre Photographien vom Leben der Lacandonen und vom Sterben dieses riesigen Regenwaldgebietes unter den Kettensägen der Holzfäller erzählt. Es bleibt mir Zeit, mich rasch in langen Sätzen durch die Seiten zu lesen.

In ebenso langen Sätzen werden die nächsten Wochen unter meinen Füßen davonrasen. Oaxaca war diesmal fällig, dann die Hauptstadt, weil ich in seinem großartigen Museum noch alles in meinem Kopf geraderücken will, was noch keinen endgültigen Platz gefunden hat. Dazu gehört der Hintergrund zu all den Ballspielplätzen, denen ich unterwegs begegnet bin. Es hat sie im ganzen meso-amerikanischen Raum gegeben, sogar bei mir auf den Antillen. Diese Entdeckung hatte der alten Vermutung neue Nahrung gegeben, daß Südamerika auch über die damals noch zusammenhängenden Antilleninseln besiedelt worden sein könnte.

Ich fand also das dickste Buch meiner Reiseeinkäufe über alle bekannten Ballspielplätze, über zwei Kilo schwer. Es handelt alles ab und ist von der „Französischen Archäologischen Mission“ in Mexiko herausgegeben worden. Bei gut 800 Seiten in Großformat haben sich die Franzosen gedacht: Wer das durchhackern will, lernt bestimmt vorher auch gerne noch Französisch. Wir werden es nicht auf spanisch drucken lassen, denn dann kann es ja keiner von uns Franzosen lesen.

Am 12.Mai bewältige ich fliegend die erste Etappe Richtung St.Maarten, steige aber in Merida aus. Da es auf den Antillen noch kein einziges Photolabor gibt, gebe ich meine Filme jetzt noch zum Entwickeln und Kopieren. Das soll wirklich nicht nur ein Vorwand sein, noch einmal und viel besser schon im Bilde, die Glanzpunkte Yucatáns im Laufe der nächsten Woche zu besuchen.

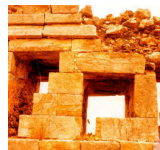
Diesmal ist auch Palenque fällig und zu Fuß solche Mayatempel wie Sayil, Labná und das noch kaum in einem Führer erwähnte Kabah mit seiner Elefantenrüssselfassade. Natürlich sind diese bettelnden Rüssel in Wirklichkeit Regengottnasen.

Von den ungezählten Elefantenrüsseln des Regengottempels in Kabah, Yukatan, hat es nur ein einziger ohne Verluste bis in unsere Zeit überlebt. Ich weiß nicht, ob die Regengottverehrung gefruchtet hat. Die Rüssel sind ab, aber die paarhundert Augenpaare hat ihm niemand ausgekratzt.



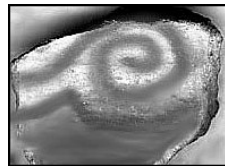
Was aber steckt hinter den überall an Fassaden zu sehenden, mäanderartigen Darstellungen einer eingerollten Schlange, besonders häufig in Uxmal? Sinnbild der gefiederten Schlange natürlich.

Ich habe aber **dasselbe Motiv auch auf einer Randscherbe einer Tonplatte in Kaminal Juyu** gefunden, blaßbraun auf ziegelrot. (Abb. Links unten) Dort



sah es eher wie eine endlose Kette sich überschlagender Wellenköpfe über einem Wellenkamm aus. Der Wärter, der mir die Scherbe schenkte, wußte nicht, daß ich seit meiner ersten Yukatanvisite hinter so einer naturalistischen Darstellung des Mäandermusters herwar. Was nämlich mit Pinsel und Farbe ganz leicht ist, ein Steinmetz kann es nur in steifer Blockmanier darstellen. Der Ursprung ist also womöglich ein ganz anderer. Die naturalistische Darstellung kam zuerst, dann die geometrische Abstraktion.

Der Photoladen in Merida meint es gut mit mir. Die Bilder sind noch nicht zurück. Ich darf noch nach Campeche fahren und im Museum die einzigartige Möglichkeit genießen, alle bekannten Maya Codici (Handschriften) wenigstens im Nachdruck ausgestellt zu sehen.



Endlich ist an meinem Flugtermin nicht mehr zu rütteln. Ich sehe schon sämtliche Fotos verloren, die aus dem Labor in der Hauptstadt noch unterwegs sind. Die Leute aus dem Geschäft wollen sie mir zum Flughafen bringen und sie taten es auch..

Ich beschließe diese vollen fünf Monate am Vorabend meiner Abreise mit Cochinila Pipil, das ist in lockerer Umschreibung Spanferkel in Lippenstiftsoße, gemeint sind die bis nach Peru hinunter verwendeten roten Samenkörner des Achiotebusches, Anatto oder Bixa orellana L. So nehme ich gleichzeitig auch meinen morgigen Geburtstag voraus, den ich fliegend verbringe. Es ist ein besonders runder. Ich habe mir schon vorgenommen, meine Jahre ab morgen rückwärts zu zählen. Dann kann ich bald anfangen, alles bisher Erlebte ein zweites Mal vor meinen Augen vorbeiziehen zu lassen – und vielleicht bisher Versäumtes nachholen.

Die Zunilente fliegt mit

